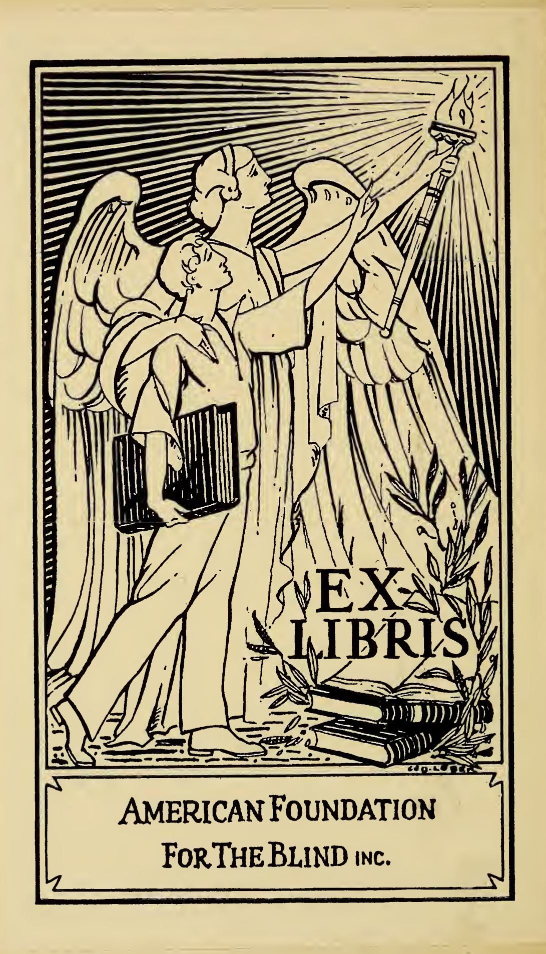
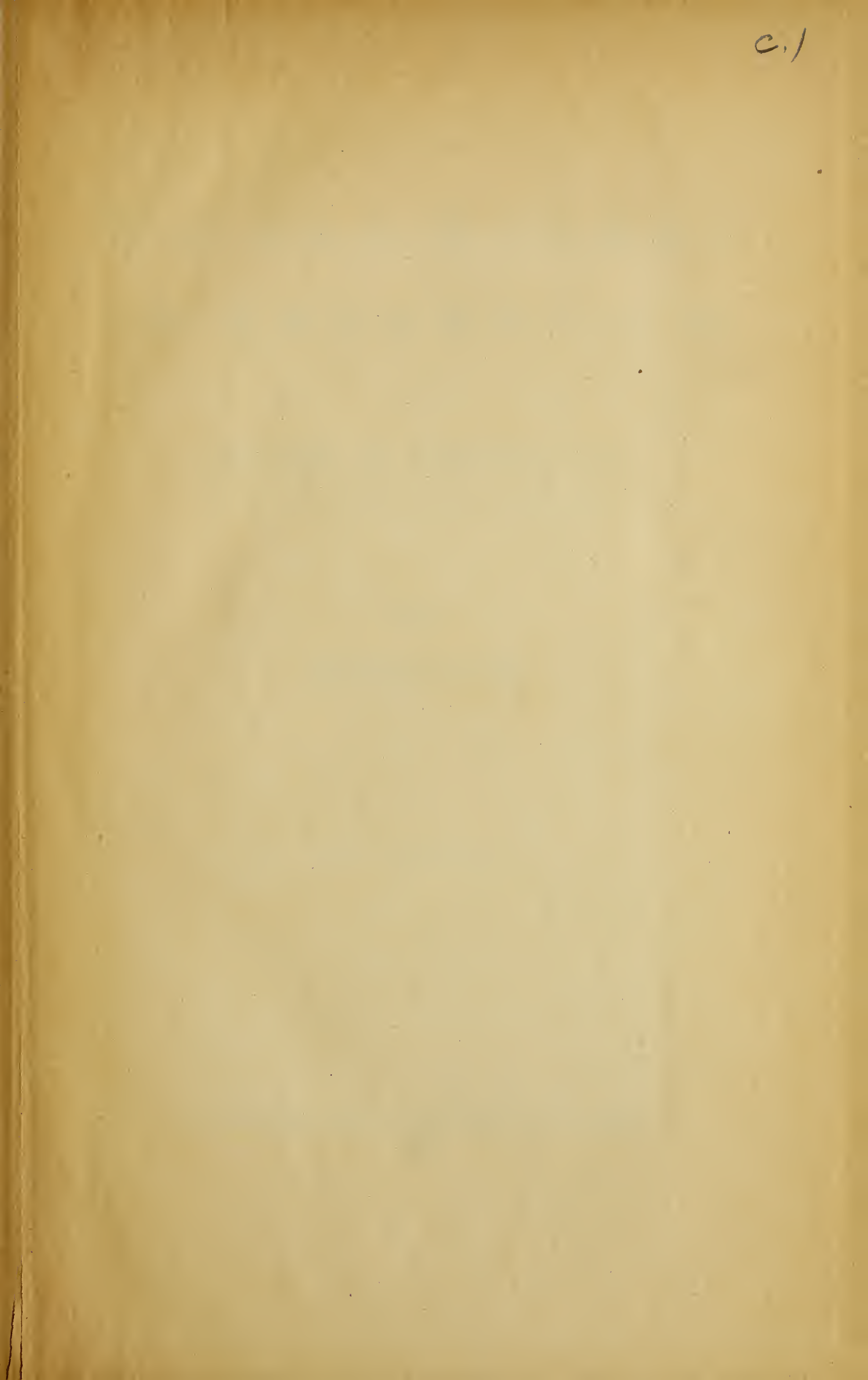
Gebhard Karst.

Bei den Blinden □ □ □ □
□ □ □ □ Im Leuchtturm


EX
LIBRIS
AMERICAN FOUNDATION
FOR THE BLIND INC.



Bei den Blinden im Leuchtturm

Eindrücke und Erlebnisse eines Schweizer-Blinden in Frankreich

von

Gebhard Karst

Niedermann, Gutenbergdruckerei, St. Gallen
1929



Geleitwort

Kűsnacht, den 28. Oktober 1929.

Sehr geehrter Herr!

Ihre Berichte „Bei den Blinden im Leuchtturm" habe ich gelesen. Sie haben Ihre Erlebnisse und das ganze Drum und Dran in guter Sprache zu erzählen verstanden. Man folgt den Darbietungen mit wachsender Aufmerksamkeit. Sie lassen uns einen tiefen Blick ins Seelenleben der Blinden tun. Die ganze Arbeit aber zeigt einen vornehmen Menschen von gutem Herzen und wahrer Frőmmigkeit.

Es wäre der Schrift „Bei den Blinden im Leuchtturm" schon um ihrer gewiss segensreichen Einwirkung auf die glückhaften Sehenden, ein rechter Erfolg sehr zu wűnschen.

Die beiden Büchlein „Der Blinde im zwanzigsten Jahrhundert" und „Die grosse Schranke, Taubblind", die so vieles sagen und auch erkennen und bedenken lassen, werden hoffentlich schon auf guten Wegen im Schweizerland sein.

Mit bestem Dank und hochachtungsvoll

Meinrad Lienert.

Lebe wohl liebe Heimat! — All deiner Schönheit, o mein Schweizerland mußte das Auge schon lange Lebewohl sagen, das Herz aber schlägt trotzdem immer frisch für dich. Wir, deine blinden Söhne, Helvetia, bieten für dich Gott dem Herrn die Opfergabe der Schönheit des heimatlichen Himmels, der Berge, der blauen Seen und grünen Täler dar und beten:

Lasse strahlen deinen schönsten Stern,
über dies mein irdisch' Vaterland!

Mit einem letzten herzlichen „Lebewohl" verklingen die heimatlichen Laute. Ich bin unter ganz fremden Leuten mit fremder Zunge. Es war ganz unmöglich, jemand zu finden, dem ich mich auf meiner Reise nach Bordeaux hätte anschließen können. So mußte man sich darauf beschränken, mich dem Zugführer und einer französischen Dame, die beide bis Lyon fuhren, zu empfehlen.

Meine schwachen Nerven revoltieren heftig, sie stehen aber unter Diktatur. Dem Mutigen gehört die Welt und gewiß auch der Himmel! Also frohgemut in die Fremde!

Ich sitze in einem prächtigen Schweizerwagen. Die kleine Schreibmaschine, meine große Kostbarkeit, hat über mir den Ehrenplatz. Mein Mundvorrat und eine Thermosflasche mit einem guten Schluck Kaffee befinden sich in erreichbarer Nähe. Die Wolldecke für die Nacht liegt neben mir bereit.

Die Sonne grüßt zum Fenster hinein. Dem eigenartigen Geräusch nach zu schließen, fährt der Zug über

eine Brücke. Vielleicht fließt da tief unten die Rhone. Ich versuche meinen Nachbar französisch anzureden, aber keine Antwort kommt aus dem Dunkel. Mit wem fahre ich wohl? Was sind das für Menschen, die sich hinter dem undurchdringlichen Schleier meiner Nacht bewegen? — Ich sehe, daß sich die fremde Welt, da ich ihrer Sprache nicht ganz mächtig bin, nur langsam erobern lassen wird.

Meine Reiselektüre bilden die „Beiträge zum Blindenbildungswesen", Organ blinder Akademiker. Ein Artikel: „Das paroptische Sehen" fesselt mein Interesse. Ich hörte schon früher über das netzhaut- und augenlose Sehen. In dieser Abhandlung wird die Sache unter gute wissenschaftliche Lupe genommen. Bei näherer Betrachtung der in französischen Schriften angeführten Experimente muß man zum Schluß kommen, daß es sich nicht um ein Sehen, wie mittelst der Netzhaut, sondern um eine Art Empfinden im Trance-Zustand handelt. Es ist also gut, wenn Veranlagungen zu einem Medium da sind. Ich habe hiezu gottlob kein Talent.

Zur Abwechslung spazieren meine Finger über das Mitgliederverzeichnis des Vereins. Ein Korbmacher ist keiner dabei. Wir sind schon eher in den Zeitungen, in der am häufigsten gelesenen Rubrik zu finden. Es ist nicht recht, daß jeder, der mit gestohlenen Weiden einen Korb flicken kann, mit Korbflechter tituliert wird. Das hat unser Handwerk in üblen Ruf gebracht.

Wir fahren in Belle-Garde ein. Die Zollbeamten sind sehr höflich. Einzig meine Maschine wird kritisch gemustert. Aussteigen muß ich nicht. Im Weiterfahren versuche ich eine Schachtel mit Hustentabletten zu öffnen. Es will nicht gehen. Aber plötzlich geht es und wie! Hose, Bank und Boden sind mit Tabletten übersät. Niemand im

Abteil kommt zu Hilfe. Ich rette, was zu retten ist. — Mein Schreibapparat wird hervorgenommen. Da bemüht sich eine Dame in liebenswürdiger Weise, das Tischchen am Fenster aufzuklappen. Sie erkundigt sich nach dem Ziel meiner Reise; da sie langsam und deutlich spricht, verstehe ich sozusagen alles und kann auch ganz gut antworten. Die erste Konversation geht über Erwarten gut. Das gibt Mut.

In Lyon steigt die Dame aus und empfiehlt mich einem jungen chasseur alpin, der aus seiner savoyischen Garnison kommt und heimreist. Er begrüßt mich herzlich und verspricht, daß er für mich sorgen werde. Der junge Korporal richtet sich neben mir ein. Leider spricht er sehr rasch. Ich hole mir aus dem Gepäcknetz den Papiersack mit dem Mundvorrat. Die Hülle reißt, Orangen, Eier und Käse fallen auf den Boden. Mein braver chasseur alpin kommt zu Hilfe. Er serviert mir hübsch den Kaffee und bittet mich, ihn stets aufmerksam zu machen, wenn ich etwas benötige.

Indessen sind mehrere Reisende eingestiegen. Es wird lebhaft im Abteil. Der Soldat erzählt von den Bergen, die es ihm angetan haben. Er ist ein leidenschaftlicher Skifahrer. Ich bemerke, daß ich als sehender Knabe diesen Sport auch liebte und erzähle ihm von meinen Skitouren. Er schweigt, das Schicksal eines blinden Sohnes der Berge scheint ihn nachdenklich zu stimmen.

Ich frage nach der Zeit. Meine Uhr stimmt gar nicht. Endlich fällt es mir ein, daß wir hier französische Zeit haben. An einer Station meldet sich mein Korporal bei mir ab. Er gehe etwas kaufen, ob ich nichts benötige. Bald ist er wieder da und bietet mir eine Cigarette an. Im Abteil wird es immer gemütlicher. Mich schaut man für

einen Italiener an. Meine militärische Bedeckung scheint ordentlichen Respekt einzuflößen. Die Alpenjäger genießen besondere Achtung in Frankreich. Mein Freund erzählt mir, daß sie das beste französische Militär seien.

Das Grammophon eines Mitreisenden ist in Betrieb. Eine schöne Kaffeemühle! Es zischt und pfeift auf eine Weise in dem Kasten, daß ich mich versucht fühle, die Ohren zuzuhalten. Plötzlich grüßt mich eine bekannte Melodie. Ich lausche und genieße tatsächlich eine Serenade von Schubert. Mich freut dieses Abendlied. Wir befinden uns auf der Strecke nach Montluçon. Das Abteil ist beinahe leer geworden. Mein Reisekamerad bereitet mir ein gutes Lager für die Nacht und deckt mich zu. Ich liege wie auf einem Sofa. Nach Mitternacht, nach ungefähr einer Stunde Schlaf erhebe ich mich wieder. Es ist mir unbehaglich. Ich schöpfe etwas frische Luft und spaziere im Korridor hin und her. Mein treuer Chasseur alpin ist eingeschlafen. Wir beide sind allein. Als er für einige Augenblicke erwacht, bittet er mich, ihn ja zu wecken, wenn ich etwas benötige. Wir sind nun wohl in der Nähe von Perigueux. Ich sehne den Morgen herbei. In Limoges wird mein Freund wieder lebendig. Wir plaudern von den Bergen, von Edelweiß und Alpenrosen. Mich interessiert die Ausrüstung des Alpenjägers. Ich betaste seine malerische Mütze und seine Uniform. Er gibt mir den Mantel mit der Kapuze in die Hand. „Kapuziner“ sage ich. Er lächelt. –

Wir plaudern von Lourdes. Der Korporal freut sich, daß ich Lourdes kenne. Sein Bruder und Onkel seien Priester, letzterer müsse mich in Bordeaux einmal besuchen. Von seinem Vater erzählt er, der Arzt ist. Da mein neuer Freund mich in Libourne verlassen muß,

geben wir einander die Adresse. Ich biete ihm Chokolade an. Er lehnt dankend ab. „Ich habe nur meine Pflicht getan. Leben Sie wohl."

Der Zugführer kommt: „Sind Sie der Herr, der in Begleitung des Korporals fuhr? Ich werde Ihnen in Bordeaux beim Aussteigen behilflich sein."

Endlich bin ich am Ziel meiner Reise. Ich steige aus. Eine Person ruft: „Phare de Bordeaux!" Am Arm einer schweigsamen Dame verlasse ich mit gemischten Gefühlen den Bahnhof. Der wenig herzliche Empfang gefällt mir nicht. Wer ist es denn eigentlich, der mich da am Arme führt? Im Auto geht es durch Bordeaux nach St. Augustin. Die Dame steigt aus. Ich folge, werde aber gleich wieder hineinbeordert. Für mich ist beim Hauptportal des Phare Entrée Der Phare oder Château de Lescure ist ein alter klassischer Bau. Das Schloß mit dem großen Park wurde nach dem Kriege als Blindenheim eingerichtet. Dem Werke steht eine interkonfessionelle Kommission vor. „Phare de Bordeaux" nannte man das Heim. Es sollte den vielen Kriegsblinden ein Leuchturm ins dunkle Dasein sein.

Im Hause ist noch alles still. Meine Begleiterin bringt eine Tasse Kaffee. Ich bin sehr durstig. Langsam kommen wir ins Gespräch. Ich erfahre, daß sie, Madame Blanc, das Hauswesen führt, daß ihr kriegsblinder Mann auch hier ist und daß der Phare ungefähr dreißig Blinde beherbergt. Ein Leidensgenosse nähert sich und begrüßt mich. Bald wird es rege im Hause. Ich gehe durch die Werkstätten. Mit Sang und Klang gehen die Kameraden an die Arbeit. Bürstenbinder, Sesselflechter und Korbmacher sind am Werk. Ein alter freundlicher Herr ergreift meine Hand und führt mich in sein Bureau. Es ist der

Direktor; er heißt mich willkommen und frägt nach meinem Befinden nach der langen Reise. Wir gehen in die hübsche Kapelle. Er erklärt mir, daß daselbst abends eine kurze Andacht und Sonntags eine heilige Messe stattfinde.

Hierauf weist mir mein Führer mein Zimmer an. Welch' ein Glück, ich verfüge über ein Einzelzimmer und muß also nicht im großen Dortoir schlafen! Müde setze ich mich auf meinen Koffer. Mir ist so schwer ums Herz. Zitternd, frierend und hustend lege ich mich ins Bett. Zum Essen erhebe ich mich wieder und lasse mich mit einem Kriegsblinden beim Kaminfeuer nieder. Wie schön müßte es sein, träumend ins lustige Treiben der Flammen blicken zu können. Wir reden von der langen Reise, von Bordeaux und auch von der lieben Schweiz. Mein Leidensgenosse ist ein tieferntster Mann. Es ist, als ob er immer noch an den furchtbaren Augenblick denke, während welchem die feindliche Kugel ihm beide Sehnerven durchschnitt. Selbst sein Lachen ist wie Sonnenschein durch leichte Wolken.

Eine Stunde später lege ich mich wieder nieder. Das Fieberthermometer zeigt 39,3°. Der Direktor, welcher zugleich Arzt ist, untersucht mich besorgt. Anzeichen befürchteter Lungenentzündung sind keine da. Madame Blanc bringt einen guten Tee. Im Halbschlaf verbringe ich den Nachmittag. Von weither höre ich den Zug pfeifen und glaube für einige Momente im Eisenbahnwagen durch die Nacht zu sausen. Durchs Schloß tönt der Schrei der wilden Katze. Streicht wohl der Schmiedejunge aus Webers „Dreizehnlinden" hier herum? — Belliard, ein junger Blinder, vergnügt sich, indem er das Schreien der Katze nachahmt.

Am Morgen fühle ich mich bedeutend besser. Der Arzt freut sich. „Sie waren übermüdet", meint er. Ein Halbblinder kommt mit einem Krug Wasser angestürmt. „Bonjour camarade, t'est malade?"

Aus der nahen Kapelle schweben die Töne des gregorianischen Chorals zu mir herüber. In mir ist es stille geworden. Die Seele kniet vor ihrem Herrn und Heiland. Christus ersetzt uns alles, ihn aber ersetzt nichts.

Den Nachmittag verbringe ich wieder am Kamin in der Wohnstube. Ein Leidensgenosse sucht mich mit ein paar deutschen Worten zu erfreuen. Auch er verlor sein Augenlicht im Krieg. Seine Frau lernte im besetzten Gebiet etwas deutsch. Sie habe ihn hie und da gefragt: „Liebst du mik?" Der Blinde hat ein sehr fröhliches Gemüt. Leider sprechen die Meisten ihren für mich unverständlichen Dialekt.

Am folgenden Tag bin ich wieder ordentlich gut auf den Beinen. Nun geht es auf die Entdeckungsreise in meinem kleinen Königreich. Ein großer, schöner alter Schrank ist da. Ich finde noch einige eingebaute Kästchen. Das Fenster muß über zwei Meter hoch sein und der massive Verschluß gibt ihm ein altertümliches Gepräge. Es sind also Fenster aus der guten alten Zeit. Neben dem Fenster steht mein kleiner Schreibtisch. Ich möchte gerne wissen, wie hoch mein Zimmer ist. Mit dem Stock bewaffnet, steige ich auf einen Stuhl, aber die Decke läßt sich auch mit dem verlängerten Arme nicht erreichen. Erst als ich auf dem höchsten Punkte des Eisengestells meines Bettes balanciere, stößt mein Stock an die Decke. In der Nacht steige ich aufs Fensterbrett, um das schöne gewaltige Fenster genau abtasten zu können.

Nach einigen Tagen beginne ich mich heimisch einzurichten. Eine Serviette, die ich auf die Reise mitnahm, dient als Staublappen. Das Fenstergesims wird rein und aus den Kästen verschwinden die Spinngewebe. Sauberes Papier wird hineingelegt und die sieben Sachen werden plaziert. An die Wand über dem Schreibtisch hänge ich mein kleines, in Kupfer getriebenes Marienbild. Mich freut die Bude. In meinem Mantel am Schreibtisch komme ich mir vor, wie ein Mönch in seiner Kutte. Die Gänsefeder müssen zwar lustig aufs Papier springende Typen einer Schreibmaschine ersetzen. Ich schreibe auf der Remington ohne spezielle Vorrichtungen für Blinde und habe mit der Maschine gute Erfahrungen gemacht.

Die Sonne grüßt durchs Fenster. Im Garten draußen versuchen die Vöglein ihre ersten Frühlingslieder. Ich lausche, was Finken und Meisen mir aus der Heimat erzählen. Spatz, der kleine Lump ist auch da und weiß von meinen Bubenstreichen zu berichten.

Die einfache Abendandacht meiner Leidensgenossen in der Kapelle ist ergreifend. Ein Blinder betet vor. Die tiefe Andacht der frommen Beter rührt mich.

Im Speisesaal sitzt Monsieur Gaston, ein alter blinder Adeliger, neben mir. Er hat bessere Zeiten gekannt. Die übrigen Hausgenossen begegnen ihm mit Achtung. Er ist gebildet und spricht ein gutes Französisch. Die Schweizergeschichte und unsere staatliche Einrichtung sind ihm nicht unbekannt.

Im Saale geht es laut und fröhlich zu und her. Der eine singt, der andere trompetet vor sich hin, ein dritter ruft laut seinem Kameraden am andern Ende des Tisches etwas zu. Einer schreit: „Au rabio!“ Man erklärt mir, daß ich auch „rabio“ rufen müsse, wenn ich nicht satt sei.

Nach dem Essen zeigt mir André Derat, der jüngste im Hause, die ansehnliche Punktschriftbibliothek. André macht mir einen besonders guten Eindruck. Er wuchs in La Rochelle am atlantischen Ozean auf. Früh verlor er infolge einer Explosion sein Augenlicht und vier Finger an der linken Hand. Bei Ordensleuten in der Stadt genoß er eine musterhafte Erziehung und Schulbildung. Er spricht ein tadelloses Französisch und hat außerdem noch einige Vorkenntnisse in der lateinischen und griechischen Sprache. Er bedauert, hier seine Talente vergraben zu müssen. André ist Sesselflechter. „Ich muß mein Brot verdienen", meint er. Fließend, einem Sehenden zum Trotz, liest er abends seinen Kameraden aus den Punktschriftbüchern vor. André Derat wird mein kleiner Professor im Phare de Bordeaux sein.

* * *

In der nahen Infanteriekaserne bläst man Tagwache. Bald wird es lebendig in den Schlafsälen nebenan. Singend und pfeifend beginnen meine Kameraden den Tag. Durchs große Fenster lacht auch schon die Morgensonne. Die Hausglocke, eine alte Glocke, die mit einem Hammer bearbeitet wird, ruft um acht Uhr zur heiligen Messe. In der kleinen Kapelle sind auch bald alle Hausgenossen versammelt. „Ich will hintreten zum Altare des Herrn", beginnt der Priester. Der blinde Organist stimmt das Kyrie eleison an. Alles singt: „Herr erbarme dich unser", und auch ich stimme ein in den gregorianischen Choral: „Christe erbarme dich unser! Herr erbarme dich unser!" Nach dem Evangelium und einer kurzen Predigt singen wir das Credo. Ein Glöcklein kündigt die heilige Wandlung an. Im Geiste knien wir still unter dem Kreuze von

Golgatha. Der große heilige Augenblick ist da. Ehrfurchtsvoll und glücklich strecken wir die Hände nach der heiligen Frucht des Kreuzes aus und über die Lippen der Lichtlosen geht es: „Auf dich o ewiges Licht hoffen wir!" Dem biedern Landsmann Bruder Klaus die Hand reichend, flüstere ich: „O Herr, nimm alles von mir, was mich hindert zu Dir, gib alles mir, was mich fördert zu Dir, nimm mich mir und gib mich ganz zu eigen Dir!" Nach der heiligen Messe ist feierlicher Segen.

Vor dem Frühstück stellt mich der Direktor dem Geistlichen vor. Dieser heißt mich in Frankreich herzlich willkommen, erkundigt sich, aus welchem Kanton ich stamme und fragt nach meinem Vornamen. Den Franzosen bereitet es Schwierigkeiten, denselben auszusprechen.

Mit Monsieur Gaston, Tardy und Belliard, dem Schmiedejungen, trinke ich in der Küche den Kaffee. Mademoiselle Marthe, die Köchin gibt mir ein Stück geröstetes Brot und erklärt, daß wir zur Feier des Sonntags das Weißbrot geröstet bekommen. Die Köchin zeigt mir stolz den großen Kochherd. Sie hat nicht wenig zu tun. Sie regiert nicht nur in der Küche, sondern führt auch im Speisesaal das Szepter.

Nach dem Frühstück findet sich ein Herr aus der Stadt ein, der jeden Sonntag die Zeitung vorliest. Ich verstehe soviel wie nichts. Nach der Vorlesung setzt sich der alte Monsieur Gaston ans schlechte, ihm aber sehr liebe Klavier. In Sonaten und Lieder flicht er wohl Träume einstigen Ruhmes seines Geschlechtes.

In der Wohnstube am Kamin plaudern sie von Abbé Moureau, dem ersten Leiter des Phare de Bordeaux. Jch setze mich zu den Kameraden. „Ja, der jetzige Direktor ist gut, aber einen Vergleich mit dem Priester hält er nicht

aus. Das ganze Herz des edlen Mannes gehörte bis zum letzten Schlag feinen Blinden. Ja, wir verehrten ihn wie einen Vater. Und damals nach dem Kriege waren mehr als 70 Mann hier. Darunter auch Senegalneger. Schade, daß die nicht mehr da find, die würden Sie intereffieren, Suisse, das waren ganz liebe Kameraden. Vor fieben Jahren ftarb der greife Priefter. Für uns, denen der Krieg das Augenlicht raubte, war er in Wahrheit die Leuchte im Phare, während der erften Jahre Blindheit."

Nach dem Mittageffen ladet mich André, mein kleiner Profeffor, zu einem Spaziergang ein. Einige Leidensgenoffen, die uns begegnen und in ihrem Dialekt plaudern wollen, herrfcht mein Freund fcharf an: „Man fpricht nicht Dialekt. Der ift gekommen, franzöfifch zu lernen und hätte viel zu tun, müßte er fich Euren Patois auch noch aneignen."

Mein Führer findet trotz völliger Blindheit tadellos den Weg durch Bordeaux. Ueber einen fehr belebten Platz hilft ein Schutzmann. Es geht im Lauffchritt. Ei, da merkt man, daß man nicht allein auf der Welt ift. Wir fteigen in einen Tramwagen, müffen aber bald umfteigen. Die freundliche Trambeamtin führt uns in aller Gemütsruhe über einen breiten Boulevard. Dort geht es uns ähnlich, wie dem Appenzeller in Zürich, dem immer, wenn er einfteigen wollte, der Karren vor der Nafe wegfuhr. Endlich fitzen wir aber doch drin. Ich bewundere die weiblichen Trambeamten. Wie das flink geht! „En voiture" höre ich von Zeit zu Zeit rufen. Unfer Ziel ift ein Dorf in der Umgebung von Bordeaux. Dort ift mein Freund Blasbalgtreter in der Kirche. Er verdient fich damit etwas. Er lacht, als ich ihm erzähle, daß ich als Knabe

einen Winter lang in der Kathedrale zu Chur das gleiche Amt inne hatte.

Im Dorfe angekommen, treffen wir Monsieur l'Organiste und Monsieur le Chantre, beides Leidensgenossen. Ersterer ist ein lieber Schulfreund meines André. Bald kommt auch noch ein Dritter, Rémi, ein freundlicher Jüngling. Mein Kamerad stellt mich vor und stimmt ein Loblied über den „Suisse" an. Sie führen mich in ein kleines Restaurant. Vom nahen Kirchturme höre ich eine Glocke mit melancholischem Klange läuten. Meine Freunde sind zu einer Beerdigungsfeier aufgeboten. Es ist Zeit. Wir gehen zur Kirche und klettern eine schmale Wendeltreppe mit ausgelaufenen Stufen empor und kommen auf den Orgelboden. Dort plazieren mich die lieben Kerle in einen Winkel und einer drückt mir ein Blindenschriftheft mit lateinischen Psalmen in die Hand. Die Sakristanin, eine ältere Frau, kommt angerannt und bittet Monsieur le Souffleur, wie sie achtungsvoll den Blasbalgtreter nennt, ihr läuten zu helfen. Ja, ohne den Herrn Blasbalgtreter ist der Herr Organist machtlos. Die Trauerfeier beginnt. Ich höre natürlich nicht nur die Orgel, sondern auch das knarrende Blasbalgtreten neben mir. Mit sympathischer Stimme singt der Blinde die Trauergesänge. Wie aus weiter Ferne vernehme ich die Stimme des Priesters. Mich selbst beschleicht Traurigkeit. Rémi setzt sich zu mir und frägt mich leise, ob ich Heimweh habe. Der Blasbalgtreter sieht sich ebenfalls von Zeit zu Zeit nach mir um.

Den Heimweg legen wir größtenteils zu Fuß zurück. Müde kommen wir im Phare an. Auch die andern Kameraden kehren von ihren Besuchen und Spazier-

gängen zurück. Um halb ſieben Uhr müſſen alle im Heim ſein.

* * *

Wo wir Blinde ein Stück Selbſtändigkeit erringen können, ſind wir glücklich. Ich finde mich im Haus ſchon gut allein zurecht und will nun eine erſte Entdeckungsreiſe in den Park unternehmen. Mit hochgeſchlagenem Mantelkragen, die Mütze auf dem Kopfe und meinen Freund, den Stock in der Hand, ziehe ich mit wichtiger Miene aus, als ob ich meine neue Beſitzung viſitieren müßte. Die Hühner gackern ganz ehrfurchtsvoll und von einem nahen Baum tönt luſtig ſchmetternder Finkenſchlag. Der kleine Vogel markiert gewiß den Herold. Der Gärtner hört den neuen Schloßherrn im Park herumſtolpern. „He du Suisse", ruft er plötzlich. Ich erwache aus meinen Träumen. Puitorac, der blinde Gärtner, führt mich freundlich und ſtolz durch ſein Reich. In meiner Phantaſie gleicht der Mann den Fiſchern und Seeleuten, wie ſie uns in Erzählungen beſchrieben werden. Er hat eine rauhe Stimme. Puitorac zeigt mir zwei Palmen, die Kaſtanienbäume und Trauerweiden. Ich muß die mit Buchs eingerahmten Blumenbeete betaſten und einen großen Roſenſtock befühlen. Mit unſern Schritten meſſen wir die Länge und Breite des Weges, der durch den Garten führt. Auf einer Wieſe angekommen, erklärt mir mein Leidensgenoſſe, daß hier die Haustiere weiden, die Kuh, welche täglich acht Liter Milch gibt und der Eſel, welcher den Wagen in die Stadt zieht. Der Gärtner beſorgt auch die beiden Haustiere.

Es ſollen auch Kirſch- und Birnbäume im Garten ſein. Ich ſehne mich nach dem Frühling. Wie wird es da

blühen und duften im Park von Lescure. Mit Puitorac werde ich dann liebkoſend die ſchönen Blumen betaſten.

Vor dem Hauſe ſitzt Nadal und raucht ſein Pfeifchen. Den beſten Tabak hat er wohl nicht. Er erzählt, daß er nahe der Schweizergrenze gekämpft habe. Später ſei er bei Verdun geweſen. „Das war ſcharfer Pfeffer, den uns die Deutſchen zu ſchnupfen gaben", meint er. „Nach zweijährigem Kriegsdienſt raubte mir ein deutſches Geſchoß beide Augen. Der Krieg iſt Wahnſinn, er ſollte nicht ſein. Für ein paar Große haben wir die Köpfe hingehalten." Nadal zieht wieder an ſeinem Pfeifchen und intereſſiert ſich für die Schweiz.

Einer der dienſtbaren Geiſter des Hauſes geht vorüber und klagt über Kopfweh. „C'est le vent." So, der Wind! Hat unſer Föhn hier ſeinen Komplizen.

* * *

Wir ſind in einem großen Warenhaus. Es geht treppauf und treppab. Meinen Bündnerſchritt muß ich ordentlich mäßigen, um mit den Franzoſen nicht in Konflikt zu kommen. Der Tanz in dem großen magasin begeiſtert mich nicht ſonderlich, aber als Blinder muß man ſich eben oft nach der zur Verfügung ſtehenden Begleitung richten. Ich muß mich auf dem ſtädtiſchen Kontrollbureau anmelden. Wir ſind auf einem großen Marktplatz angelangt. Die verſchiedenſten Schreie und Rufe tönen an mein Ohr. Bordeaux iſt eine belebte Handelsſtadt. Im Hafen laufen hauptſächlich Schiffe aus Südamerika und den Kolonien ein.

Vor dem Kontrollbureau treffen wir denn auch Leute aus allen Ländern, Weiße und Schwarze. Die Zahl der

Spanier ist überwiegend unter den Ausländern. Landsleute befinden sich ungefähr 300 in der Stadt.

Der Beamte erklärt mir, daß für die Aufenthaltsbewilligung fünf Photographien notwendig seien. „Für was in aller Welt brauchen Sie fünf Bilder von mir?" „Es ist erforderlich, punktum!"

Wir kommen wieder in den Lärm der Straßen. Die elektrische Klingel eines Kinematographen läutet beständig, um die Vorübergehenden anzulocken. In einem Café spielt ein Orchester, hier scheint am Montag schon Hochbetrieb zu sein. In einer Seitengasse höre ich einen Invaliden um ein Almosen seine Lieder singen.

Schlag fünf Uhr betreten wir die Kathedrale. Leider ist niemand da, der mir das altehrwürdige Gotteshaus beschreiben könnte. Meine schweigsame Begleiterin scheint sich wenig um Kunst zu kümmern. Ich erfuhr zufällig durch Leidensgenossen, daß der gothische Stil vorherrscht. Ich hoffe, später Näheres über die Kathedrale von Bordeaux vernehmen zu können.

Das ganze Jahr hindurch findet in einer Seitenkapelle um fünf Uhr Segensandacht statt. Eine helle Knabenstimme und ein schöner Bariton singen von der Orgel begleitet: „O Haupt voll Blut und Wunden." Ich fühle mich ganz daheim im Herrgottswinkel der Großstadt. Ein Knabenchor singt ehrfurchtsvoll das Tantum ergo. Ich kann nicht anders, als tiefergriffen mitsummen bei den mir wohlbekannten Klängen.

An der Türe gibt meine Führerin einem alten Manne ein Almosen, währenddem ich bei einem alten Mütterchen Ansichtskarten erstehe. Innerlich bin ich voll Freude.

Vor dem Phare bleibe ich bei meinen Kameraden stehen, sie haben Feierabend. Raymond, ein schwächlicher

Jüngling, ladet mich zu einem Spaziergang in den Garten ein. Trotzdem ich müde bin, willfahre ich dem Wunſch des freundlichen Schickſalsgenoſſen. Er plaudert hübſch und macht mich auf meine Fehler im Sprechen aufmerkſam. Raymond hat ſeine Eltern nie gekannt. Die Mutter nahm das blindgeborene Knäblein nur unwillig an die Bruſt und übergab es ſobald wie möglich fremden Händen. Gute Bauersleute zogen dem lieben Gott das Opferlamm der Elternſünden groß. Raymond iſt ein Schulkamerad meines Freundes André. Er arbeitet in der Bürſtenmacherei. Heute Abend iſt er ganz glücklich, daß er den Franzöſiſchlehrer ſpielen darf.

Monsieur Comte kehrt von ſeinem Tagewerk aus der Stadt heim. Er iſt Klavierſtimmer in einem großen Geſchäft. In unſerer kleinen Kapelle ſpielt er das Harmonium, iſt Vorſänger und Vorbeter. Monsieur Joseph, wie ihn alle nennen, gehört ſeines guten Charakters wegen zu den Geachtetſten im Hauſe. Er hat ein fröhliches Gemüt, wie es den Bordelais eigen iſt. Das frohe Licht der Sonne hat auch ſein Auge nie gegrüßt. Bei Tiſch ſitzt Monsieur Joseph mir gegenüber. Ich lauſche gerne ſeinem Geſpräche, er kennt die franzöſiſche Geſchichte ausgezeichnet. Er fand, daß der Ausſpruch Ludwigs des XVI., den Schweizern könne er alles anvertrauen, den Kellerſchlüſſel ausgenommen, auf mich angewendet, nicht ganz richtig ſei, denn mir könnte man auch den Kellerſchlüſſel anvertrauen.

Bevor ich dieſen Tag meine Augen ſchließe, fliegen die Gedanken noch einmal in den Herrgottswinkel der Großſtadt. Im Geiſte lauſche ich dem Geſange friſcher Knabenſtimmen. Aus weiter Ferne tönt es an mein Ohr:

Laßt uns tiefgebeugt verehren
ein ſo großes Sakrament,
der Glaube ſoll uns lehren,
was das Auge nicht erkennt.

* * *

Nach dem Frühſtück gehe ich mit André in den Garten, um einen kleinen Morgenſpaziergang zu machen. An einem Blumenbeet finden wir Genty, den ſie zum Scherz Heriot nennen, auf den Knien. „Was machſt du denn da", frägt André. Hocherfreut zeigt Genty eine herrliche Hyazinthe. Und nun ſind wir alle drei auf den Knien, betaſten die ſchöne Blume und genießen den Wohlgeruch. Ein Vöglein im nahen Buchsbaumſtrauch hört auf zu pfeifen, es ſchaut uns wohl mit offenem Schnabel zu.

In meinem Zimmer gibt es viel zu tun. Zuerſt werden meine Schuhe geputzt. Die Wichſebüchſe mit Patentverſchluß läßt ſich für einen Nichtſehenden leicht öffnen und ſchließen. Nachdem ich mein Bett in Ordnung gebracht habe, hole ich mir bei Madame Bernard, der freundlichen Spediteurin, ein Brett, Säge, Hammer und Nägel. Heute markiere ich den Schreinermeiſter. Bald ſtehen denn auch meine großen Bücher auf einem neuen Geſtell über dem Tiſch in Reih' und Glied. Man muß ſich alles ſo praktiſch wie möglich machen. Wir Blinden müſſen immer noch umſtändlich genug arbeiten. Neben dem Tiſch ſteht ein neuer Papierkorb. Ich bin recht glücklich, nach einem Dezenium Korbflechtarbeit endlich für mich einen Papierkorb fertig gebracht zu haben.

Mein „Valet de chambre", ein junger Halbblinder, tritt ein. „Man beauftragt mich, ſie zum Photographen zu führen. Vertrauen ſie ſich mir nur an." Mein Freund

geht barfuß. Er spricht beständig vor sich hin. Ich verstehe jedoch nichts von seinem Selbstgespräch. Im Zentrum der Stadt suchen wir lange das Geschäft des Photographen. Gleichmütig folge ich meinem Kameraden. Nach einigen Irrgängen betreten wir endlich ein Atelier. Ich erkläre, daß der schweizerische Vizekonsul mich hieher gewiesen habe. Man heißt mich Platz nehmen. Ich glaube, mich im Gechäfte eines Landsmannes zu befinden, merke jedoch nicht viel von Schweizergeist. Der Sicherheit halber erkundige ich mich noch einmal, ob ich am rechten Ort sei. Man will nicht begreifen, ich zeige das Schreiben vom Konsulat. Da erklärt man mir, man mache die Bilder nicht unentgeltlich. Mit einem Pardon stolpere ich zur Türe hinaus und trete meinem armen Freund auf die nackten Füße. Dieser brummt vor sich hin: „Nous nous sommes trompés." Mit Hilfe einer Dame gelangen wir endlich zum Schweizerphotographen. Mein Landsmann empfängt uns mit großer Liebenswürdigkeit. Er erkundigt sich nach der Ursache meiner Erblindung und plaudert mit mir über die Heimat. Als wir uns anschicken, das Atelier zu verlassen, bietet uns der freundliche Genfer Cigarren an. „Très gentil, très aimable", meint mein Führer auf dem Weg zum Tram. Währenddem ich die Sous für die Fahrt in der Tasche zusammensuche, legt ein Herr das Fahrgeld für mich aus. Meine Leidensgenossen haben alle Freikarten für die Straßenbahn in Bordeaux.

* *
*

Mein Kopf ist zum Studieren zu müde, da lasse ich es mir denn einfallen, den Atelierinspektor zu spielen. Im Gefühle dieser Amtswürde bediene ich mich natürlich

nicht der gewöhnlichen Stiege, ſondern ſteige die breite Treppe hinunter ins Parterre. Mit freundlichen Zurufen empfangen mich die Kameraden im erſten Atelier. Belliard begrüßt den Herrn Inſpektor mit einem friſchen Kikeriki. Geſtern war es dem armen Burſchen bei Tiſch übel ergangen. Er ließ ſich einem Dienſtboten gegenüber eine Unart zuſchulden kommen. Die gereizte Perſon vergaß ſich und gab ihm einen Stockſchlag. Der geiſtig etwas anormale Jüngling geriet in furchtbaren Zorn. Ein Leidensgenoſſe nahm ihn freundlich am Arm und führte ihn ins Freie. Der Freund konnte ihn beruhigen. Belliard ging in die Kapelle zum Abendgebet und ſuchte dann mit dem treuen Kameraden die beleidigte Perſon auf. Beide baten um Pardon, doch die Frau blieb kalt und wies die dargebotene Hand zurück. Hilfeſuchend faßte der Arme die Hand des Freundes. Wie gefühllos können wir Menſchen oft ſein. Es gibt Leute im Dienſte der leidenden Menſchheit, deren Hände rauh geworden ſind und die weder Achtung noch Pietät vor dem Kreuz ihrer Schutzbefohlenen haben und nur das Fehlerhafte, das arme Menſchliche an dem im Elend ſich Windenden ſehen.

Indeſſen gab es für Belliard doch Frieden. Ich nähere mich ſeiner Arbeitsbank, er zeigt mir die Faßbürſten, die er verfertigt. Langſam gehe ich von einem zum andern und betrachte lobend die Produkte der fleißigen Hände. Bei Castets, der lange in der Gegend von Biarritz und Bayonne arbeitete, ſetze ich mich ein Weilchen. Er rühmt die Schönheiten der beiden Orte und ruft ſehnſuchtsvoll aus: „La mer est belle, la mer est belle!“ Der junge Mann iſt noch nicht lange blind.

Monsieur Oda, der Werkmeiſter, lernt einen vor einigen Tagen eingetretenen jungen Bahnbeamten an. Er

verlor infolge einer Krankheit das Augenlicht bis auf einen kleinen Sehreſt. Zu Hauſe ließ er ſeine Frau mit einem kleinen Kinde zurück.

In der zweiten Werkſtätte, der Seſſelflechterei, arbeiten ſie mit Sang und Klang. Blondy, ein ehemaliger Winzer, welchen die andern Colonel Picot nennen, weil er aus der Gegend des Präſidenten der Kriegsinvaliden ſtammt, erklärt mir, wie man Stuhlſitze aus Binſen flechtet. Yves, der fröhliche Bretone, ruft mich an ſeine Seite. Er zählt mir einige Worte ſeines heimatlichen Dialektes auf, die viel Aehnlichkeit mit dem Deutſchen haben. Dieſer Leidensgenoſſe verlor als Kind die Eltern, konnte nie die Schule beſuchen und mußte ſchon früh arbeiten. Vor zwei Jahren verlor er durch einen Unglücksfall, als Arbeiter einer Schiffswerft, das Augenlicht. Er rühmt ſeine Heimat, wobei die andern im Scherz allerlei Einwendungen machen. Lou, der Pariſer gibt ein Spottliedchen auf Muſſolini zum Beſten. Der blinde Aufſeher dieſer Werkſtätte möchte mein Urteil über Muſſolini wiſſen. Ich weiche der Frage aus. Dieſer Blinde war der einzige, der mir anfänglich mit Mißtrauen begegnete. Er wähnte in mir einen Berufsrivalen. Jetzt, da er ſieht, daß er nichts zu befürchten hat, iſt er freundlicher geworden.

In einer Ecke des Saales fangen ſie an, leichtſinnige Lieder zu ſingen, worüber ſich einige ernſter geſinnte Blinde entrüſten und mit den Sängern in heftigen Wortwechſel geraten. Ich flüchte mich in den letzten Arbeitsraum und werde dort mit lautem Hallo willkommen geheißen. Mich freut die Freundlichkeit meiner franzöſiſchen Leidensgefährten. Der greiſe Jean nimmt meine Hand mit den Worten: „Ein herzlicher Händedruck mein Lieber.“ Dann zeigt er mir einen Beſen, den er einge-

zogen. Lächelnd berichtet er mir, daß er früher in einer Schuhfabrik gearbeitet und aus Seide und Samt Schuhe für die vornehmen Damen verfertigt habe. Leopold, ein Blinder aus der Champagne, zeigt mir einen soliden Schrupper. Henri, ein älterer Mann kommandiert mich zu sich und heißt mich seine schönen Wischer befühlen. Da ihm bei der Arbeit etwas nicht nach Wunsch geht, stößt er einen häßlichen Fluch aus, was ihm eine sanfte Zurechtweisung von Jean einträgt.

Pierre, ein Sohn der Pyrenäen, möchte gerne wissen, wie die Blinden der Schweiz gestellt sind. Ich erkläre ihm, daß sich auch bei uns mit den typischen Blindenberufen schwer eine Existenz erreichen lasse und daß unsere Heimblinden im Wesentlichen gleich gestellt seien wie sie.

Der Platz des kriegsblinden Nadal ist leer. Er wird vor dem Hause sein Pfeifchen rauchen. „Ja, die Kriegsblinden, die können sorglos von der großen Pension leben!" meint einer.

Marchadier versperrt mir mit einem außerordentlich langen Bürstenholz (Bestandteil einer Erbsaushüllsemaschine) den Weg und sagt lachend, daß er Zahnbürsten für Elephanten mache. — François begrüßt mich wie immer mit einem kurzen: „Adieu camarade." Der arme Nervenleidende hat kürzlich in der Verzweiflung, weil niemand von seinen Angehörigen sich um ihn kümmert, in der Stadt seinen Ehering verkauft und den Erlös ins Wirtshaus getragen. In der Sesselflechterei hat die Spediteurin mit ihrer überaus glücklichen Art die Ruhe wieder hergestellt. Diese edle Frau versteht mit zwingender Freundlichkeit zu herrschen.

Mit Freuden habe ich beobachtet, daß die Leidensgenoſſen nicht lange grollen können. Wie ein Gewitter bricht ein Streit los, aber bald hellt ſich der Himmel der getrübten Gemüter wieder auf.

André Derat hat ſeinen Kameraden einen Vortrag über die Fortſchrittsbewegungen der Nichtſehenden. „Wir müſſen mitarbeiten zu unſerem Wohle", führt er aus. „Wir ſind nicht blind geworden, um uns ſtumpfer Reſignation hinzugeben, ſondern um weiter zu wirken, ſoviel in unſern Kräften liegt. Wir ſchätzen, was bis heute für uns Nichtſehende getan wurde, doch es kann noch mehr getan werden. Heute ſteckt noch mancher intellektuell begabte Blinde in einem Heim und muß, weil er unbemittelt iſt, ſeine Talente über der Ausübung eines typiſchen Blindenberufes, der ihn nicht befriedigen kann, begraben. Wir wollen auch für die Beſſerſtellung des blinden Handwerkers arbeiten. Es gibt einen Fortſchritt, und wenn auch unſere Beſtrebungen, unſere Tätigkeit heute noch keinen perſönlichen materiellen Nutzen zeitigen ſollte, ſo kommt unſere Wirkſamkeit den Leidensgenoſſen ſpäterer Generationen zugute, wir aber freuen uns, das Unſere getan zu haben."

* * *

Es iſt zu bedauern, daß verhältnismäßig wenige meiner Leidensgenoſſen die Blindenſchrift leſen können. Einige glauben ſich nicht fähig dazu und verlieren ſchon nach den erſten Verſuchen die Geduld, andere ſind abgeſtumpft und haben kein Intereſſe dafür. Ich weile oft bei einem kriegsblinden Freunde, der ſich langſam von einer Krankheit erholt. Seine Kopfnerven ſind infolge der Verwundung, die ihm der Krieg brachte, ſo ruiniert,

daß ihn das Punktschriftlesen ermüdet. Um ihn zu unterhalten, begann ich die Komödien von Molière vorzulesen. Für mich ist dies zugleich eine praktische Sprachübung.

Die Frau meines Freundes freut sich, daß ihr Mann einen Gesellschafter gefunden hat und ladet mich zu einem guten Mittagessen ein. Ein schmackhaftes Poulet wird serviert. Ich denke an einen lieben taubblinden Freund, der, als man sich anläßlich einer Versammlung nach seinem Lieblingsgericht erkundigte, ein Hühnchen mit Spaghetti wünschte. Schade, daß er hier nicht mitspeisen kann. Bei Tisch herrscht gemütliche Stimmung. Herr Paul scheint heute besonders gut gelaunt zu sein. Da er den guten Appetit zurückkehren fühlt, stellt er den Speisezettel für den nächsten Tag auf und als seine Frau denselben nicht gutheißt, sagt er bedauernd zu mir: „Meine Frau kann diese Speisen nicht zubereiten!" „Meinst du, ich werde es dir morgen beweisen", ruft die Hausfrau entrüstet. Sie geht in die Küche und Herr Paul flüstert mir zu: „Das hat eingeschlagen, die List ist gelungen."

Nach dem Essen fahre ich fort mit der Lektüre, während mein Freund an einem Stuhl herumflickt. In Gedanken legt er das Mehrrohr neben mich auf das Kanapee. „Nein, aber nein", klagt die Frau, „wer legt auch solche Sachen auf das Kanapee." Als sie auf einem Lehnstuhl ebenfalls ein Stück Rotang entdeckt, schimpft sie: „Du ruinierst mir ja alle Möbel mit deinem Rohr." Der Gescholtene kniet am Boden und brummt: „Das ist nicht so schlimm." Mir bedeutet er weiter zu lesen. Doch da werde ich gleich wieder unterbrochen. „Nein, jetzt hört doch alles auf, da liegt etwas von deinem Material sogar

auf dem Tisch, du machst mir die Stube zu einer Werkstätte", jammert sie. „Die Komödie von Molière ist köstlich", bemerkt mein Freund.

Plötzlich entdeckt er im Stuhlgeflecht einen Fehler und ruft seine Gattin zu Hilfe. „Können sie denn auch Stuhlflechten?" frage ich die Frau. „Jawohl ich verstehe etwas davon, bin ich nicht eine geschickte Frau?" fügt sie lächelnd hinzu. „In der Tat, sie sind zu bewundern", antworte ich. „Ja, zu bewundern", spöttelt der Gatte am Boden, so muß man reden, dann dürfen wir das Meerrohr sogar an den Spiegel hängen."

Das Gespräch wird durch Klopfen an der Tür unterbrochen. Eine Frau mit einem kleinen Jungen kommt auf Besuch. Der Kleine muß auf Kommando alle Anwesenden küssen. An mich wagt er sich erst nach energischem Befehl der Mutter heran und legt dann schüchtern seine Aermchen um meinen Hals. Nach einer Tasse Lindenblütentee begeben wir uns in den Garten, wo uns die beiden Frauen bald allein lassen. Wir spazieren im Park umher und plaudern über die städtischen Wahlen. Ein großer Teil der Blinden hat die sozialistische Liste eingeworfen, sie machen daraus kein Hehl.

Plötzlich verliert mein Kamerad den Boden unter den Füßen. Ich will ihn zurückhalten, werde aber mitgerissen und falle mit ihm in einen Graben. Mein Unglücksgenosse fühlt einen leichten Schmerz im Knie, sein schöner Sonntagsstock ist zerbrochen. Vorsichtig suchen wir das Ende des Grabens und klettern hinaus. Es gelingt uns, das Haus zu finden. Dort erfahren wir, daß man ein Stück des Parkes als Bauplatz verkauft und daß man bereits zu graben begonnen habe. Monsieur Paul hinkt in seine Stube und da es trotz der vorgeschrittenen

Jahreszeit im Hause noch kühl ist, heizt er seinen Ofen. Ich gehe in mein Zimmer, um einen Brief zu schreiben. Wie ich nach einer Stunde meinen Freund wieder aufsuche, kommt mir eine Rauchwolke entgegen. Ich finde ihn in seiner Stube ganz in Rauch gehüllt. „Hallo, was ist denn los", rufe ich. „Das Holz will nicht brennen, Madame wird Freude haben, wenn sie heimkommt", erklärt mir der Heizer. Unglück über Unglück! Der Direktor und seine Leute eilen herbei. Wir müssen die rauchgefüllte Stube verlassen. „Das wäre ein gutes Mittel, um Besuch herbeizulocken, wenn man sich langweilt", meint mein Leidensgenosse schalkhaft. Vor dem Nachtessen sehe ich mich noch einmal nach meinen Freunden um. Die Frau hatte den Ofen in Ordnung gebracht und tüchtig gelüftet. Neben Monsieur Paul sitzt mein Valet de chambre und stöhnt. Dem armen Kerl ist ein Auto über den Fuß gefahren. Was für ein Unglückstag! Ich befühle das hochgeschwollene Bein. Mein Belliard tut mir leid. Der Arzt kommt und untersucht das Knie des einen und den Fuß des andern. Es handelt sich zum Glück nicht um ernstliche Verletzungen. Die Frau des Kriegsblinden jammert über den zerbrochenen Spazierstock. „Die Hauptsache wird wohl mein Knie und nicht der Stock sein", ruft der Mann etwas aufgebracht.

„Es befindet sich etwas unheimliches in meinem Zimmer", ruft plötzlich mit zitternder Stimme Monsieur Gaston von der Treppe her. „Es scheint ein Tier zu sein, natürlich kein gefährliches, aber mir ist es doch ein wenig unheimlich." Ich fühle lebhaft mit, im Dunkel der Blindheit kann irgend ein Geräusch, das wir nicht bestimmen können, seltsame Empfindungen in uns hervorrufen. In-

dessen stellte es sich heraus, daß sich in das Zimmer unseres Freundes ein unschuldiges Täubchen verirrt hatte.

* * *

Auf den Flügeln der Nacht rauscht der Lärm der Hafenstadt zu mir herüber, ein fernes Tosen, aus dem Autosignale und das Pfeifen der Züge heraustönen. In der Umgebung bellen einige Hunde. Unten im Park halten kleine Laubfrösche Nachtwache. Sie geben Laute von sich wie kleine Buben, die schüchtern zu pfeifen anfangen. – Am Himmel funkeln wohl tausend Sterne. Im Haus ist es stille. Meine Kameraden unterhalten sich unten im Refectoire. Sie sind heute bei besonders guter Stimmung, gestern war freier Samstagnachmittag und dazu großer Jahrmarkt in der Stadt. Einige waren dort, fuhren auf der Autobahn und fühlten sich vorübergehend als große Herren. Einer brachte ein „wertvolles" Instrument mit nach Hause und versuchte auf dem Ding den ganzen Abend seine Kunst. Sie nennen es Oclariflûte, eine Art Okarine.

Yves, der fröhliche Bretone, mit der stets heisern Stimme und Jacques Loup, der etwas spitzbubenhaftes an sich hat, waren auch ausgezogen. Ihnen genügte aber der Tag nicht. Nachts stiegen sie zum Atelierfenster hinaus und kletterten über die hohe Mauer. Ein gewagtes Manöver für Blinde! Beide sind noch nicht lange blind und nicht gut Freund mit der Anstalt. Für sie hat es besondern Reiz, die enggezogenen Schranken zu durchbrechen. Und wer kann es den Burschen verargen. Am Morgen betrachtete der Direktor mit kritischer Miene einen Tuchfetzen, der an einem Nagel am Gartentor lustig im Winde flatterte und der arme Yves saß sinnend

auf seinem Bett, den argzerissenen Rock in seinen Händen haltend.

* *
*

Heute lasse ich mich auf dem „Galawagen" des Schlosses spazieren führen. Bevor ich aufsteige, wird das Gefährt und der vorgespannte Esel betastet. Wie ich hoch oben auf dem Zweiräderkarren sitze, fühle ich mich stolz, wie Cäsar auf seinem Triumphwagen. Mit hüo und en route geht es zum Tor hinaus und in die Stadt hinein. Ich glaube, unser Eselein versteht besser französisch als ich. Wir führen ein ordentliches Quantum Bürsten mit. Einige Hunde erlauben sich, uns frech anzubellen. Im Innern der Stadt fährt mein schwachsichtiger Wagenlenker, wenn immer möglich, durch wenig belebte Straßen und schmale Gassen, die nie von einem Sonnenstrahl beschienen werden. Feuchtkalte Luft weht mir entgegen. Ich denke an die armen Leute, welche da hausen müssen. Unser Wagen hält an. Ein Plaudermündchen frägt im Vorbeigehen seine Mutter, warum der Herr da oben schwarze Gläser vor den Augen trage. Im Weiterfahren klagt mir mein Kamerad seine unglückliche Lage. Bei den Sehenden gelte er als Blinder und bei den Blinden als Sehender. Nirgends sei er recht daheim. Ihm habe überhaupt nie ein Glücksstern geleuchtet. Sein Posten als Hausknecht im Blindenheim befriedige ihn nicht. Ich tröste ihn, indem ich darauf hinweise, daß er uns Blinden gegenüber im Vorteil sei. Wir würden es schätzen, wenn uns durch ein Fensterchen, klein wie ein Nadelöhr, ein Lichtschimmer grüßen würde.

Ueber belebte Plätze und Boulevards fährt Chessial mit äußerster Vorsicht. Ein Lächeln zuckt um meinen

Mund, beim Gedanken an die Gesichter, welche meine lieben Bekannten daheim machen würden, wenn sie mich hier mitten in der Großstadt auf dem Fuhrwerk sähen. Aus den verschiedenen Gerüchen kann ich auf die Art der Geschäfte an unserer Straße schließen. Wir durchqueren den großen Fisch- und Gemüsemarkt. Chessial erhandelt einige Früchte für uns. Auf dem Rückweg kommt er auf den Weltkrieg zu sprechen. „Wir Franzosen haben mehr als anderthalb Millionen Mann verloren. Schuld an dem Krieg trägt einzig der „Guillaume." Das deutsche Volk liebt den Frieden so gut wie wir.

* * *

Ich spaziere im Garten herum und treffe mit Pierre, einem jungen Bauern aus der Vendée, zusammen. Der blonde Riese gibt mir freundlich seine Rechte zum Gruß. Eine Hand, die wahrlich den Pflug führen konnte. Ich tituliere Pierre zum Scherz frère de Clemenceau, was ihn sehr freut. Er ist stolz auf den Tiger Frankreichs und nennt ihn einen Vendéen reinsten Schlages. Pierre erzählt mir aus seinem Leben und schildert mir seine Heimat. Ein ebenes Land mit Kornfeldern, Weinland und etwas Wald. Vor einem Jahr verhüllte der Schleier der Blindheit dem jungen Mann die Schönheiten seiner Heimat. Träumend sitzt er nun oft neben seinen Bürsten und schaut im Geiste ein kleines Bauernhaus mit einem alten zitternden Mütterchen davor, er sieht das Gesicht seiner einstigen Braut und über die Wangen des Riesen rollen zwei glänzende Tränen.

Pierre verläßt mich und ich setze meinen Spaziergang fort. Mit Brotresten füttere ich die Hühner und Tauben

und ſuche mit geflügeltem Gefolge die großen Bäume im Park auf. Ich trete auf ſonderbare Tannzapfen, die vielleicht von Zedern herrühren. Sie ſind ſchön geformt. Einige davon wandern in meine Rocktaſche zu andern Kleinodien. Ich komme mir vor wie ein kleiner Bub. Heute würde Mutter ſelig wohl zu dieſer vollgeſtopften Taſche lächeln. Der Umfang zweier alter Zedern intereſſiert mich. Ich ſpanne mit meinen Armen 1,70 m. Die Bäume haben einen Umfang bis zu fünf Meter. Hoch oben in den Wipfeln der Zedern rauſcht der Wind. Wie gerne wäre ich an einer derſelben emporgeklettert, um einen der vielgeprieſenen Bäume von oben bis unten mit den Händen geſehen zu haben. Doch das geht natürlich nicht. Aufs Geratewohl geht's durch den Park. Bei dieſer ruhigen Wanderung funktioniert mein Ferngefühl ſo ausgezeichnet, daß ich nie an einen der vielen Bäume ſtoße. Die weidende Kuh mit dem Geißenglöckchen, die Hühner oder der Hund ſind meinem Gehör Wegweiſer. Vom ſüßen Dufte eines blühenden Baumes angezogen, gerate ich in den Blumen- und Gemüſegarten, den Puitorac eiferſüchtig bewacht. Ich finde den Weg nicht mehr zurück. So leiſe wie möglich gehe ich den Beeten entlang. Doch da ſtoße ich mit dem Stock an den Sockel, auf dem früher die Statue der Jungfrau von Orléans ſtand und der geſtrenge Hüter des Blumenreiches ſteht auch ſchon vor mir. Da ich ſeine Angſt um die ihm anvertrauten Blumenkinder fühle, ſuche ich ihn abzulenken. Ich intereſſiere mich für das Diplom, welches er von der Kommiſſion d'Agriculture de la Gironde für ſeine bewunderungswürdigen Leiſtungen als blinder Gärtner erhielt und bitte ihn, mir einmal die Medaille zu zeigen, die ihm der Ministre d'agriculture ſchenkte. Mein

Freund ladet mich herzlich ein, bald einmal zu ihm aufs Zimmer zu kommen.

Auf einer Bank in der Nähe des Gartens setze ich mich nieder. Ueber die Rücklehne blickt schüchtern ein Bäumchen, So, du gehörst ganz dem Gesichtsfeld des Blinden. Du bist meine Zeder.

* * *

Leider bot sich für mich keine Gelegenheit, die hiesigen Gebräuche während der Karwoche kennen zu lernen. Ich erfuhr einzig, dass am Gründonnerstag zu jedem französischen Bischof zwölf arme Kinder geladen sind. Der kirchliche Würdenträger nimmt die Fusswaschung an den Kleinen vor. Am gleichen Tage und am Karfreitag pilgern die Leute mit Blumen zur Kirche, um im Geiste Maria Magdalenas dem Herrn eine Begräbnisgabe zu bringen. Almosen fliessen ebenfalls reichlich. Viele möchten mit einer kleinen Opfergabe die innere Liebesgesinnung zum göttlichen Erlöser bekunden. Am Ostersonntag befindet sich eine grosse Volksmenge im Pontifikalamt in der Kathedrale. Wir gehen nach Mittag zu viert in die Kirche „Notre Dame des Anges". Auf dem Wege dorthin bringen wir mehrmals eine Störung in die friedliche Unterhaltung der Gäste der Cafés, die sich an kleinen Tischchen längs der Strasse niedergelassen haben. Mit ausgestreckten Händen hält man uns vier mit Stöcken bewaffnete Männer von den Tischen fern. Hier hilft eine freundliche Dame durch und dort lächelnd ein Herr. Heimlich amüsiere ich mich über das Manöver.

Da zwei meiner Freunde Sänger sind, plazieren wir uns in den Chor. Mir sieht man es jedenfalls an, dass

des Gesanges holde Gabe nie Lorbeeren um mein Haupt geflochten hat, denn man will mich gleich zum Blasbalgtreten engagieren, weil der Herr Souffleur noch nicht da sei; doch dazu bringe ich mit dem besten Willen die Stimmung nicht auf.

Ich vertiefe mich in den Choral. Ein Pater Franziskaner dirigiert den Gesang. Ein Mädchenchor jubelt das Alleluja durch die weiten Hallen. Oft ist es, als kommen die Töne aus lichten Höhen zu uns herab. Zu einem wahren Triumphlied gestaltet sich das: Christus siegt! Christus regiert! Christus herrscht!

* * *

Freund André kommt von der militärischen Musterung zurück. Er ist ganz gedrückt. „Wenn ich sähe, wäre ich zu den Fliegern gegangen", meint er. Armer Freund, du möchtest hoch hinauf und im Lichte schwimmen!

Die politische Einstellung meiner Leidensgenossen ist im allgemeinen eine Vernünftige. Bis dahin hörte ich noch kein hasserfülltes Wort gegen die deutsche Nation. André äussert sich dahin, dass es überall sympathische und unsympathische Menschen gebe. „In La Rochelle hatte ich gute Freunde unter den deutschen Gefangenen", erzählt er. „Als der Krieg begann, war ich ein Kind. Ich hatte soviel Schlimmes über den Feind gehört, dass ich mich nicht mehr aus dem Hause wagte, als man die ersten Gefangenen nach La Rochelle brachte. Als man mich dazu nötigen wollte, schrie ich und wehrte mich mit Händen und Füssen. Ein französischer Offizier, der bei uns einquartiert war, sprach mir lieb zu und führte mich eines Tages ins Gefangenenlager. Mit meinen kleinen Händen hielt ich mich krampfhaft am Rock

meines Beschützers und blickte die Soldaten misstrauisch an. Doch die Deutschen sahen gar nicht so schreckenerregend aus. Sie brachten mir Bonbons und Chokolade. Das nächste Mal fand ich den Weg allein zu ihnen. An Ostern schenkten sie mir, ihrem kleinen Freund, ein grosses buntes Osterei. Man konnte das Ei öffnen und süsse Bonbons herausnehmen. Meine kindliche Freude beglückte die Männer und gewiss musste der eine oder andere an seinen eigenen kleinen Buben zu Hause denken. Für mich war es das letzte Geschenk, welches meine Augen freudestrahlend betrachten konnten. Der Vater war auf Urlaub zu Hause und als er wieder ins Feld ging, liess er unvorsichtigerweise eine Patrone zurück. Während die Mutter in der Fabrik arbeitete, fand ich das Geschoss und spielte damit. Es explodierte. Das Augenlicht erlosch für immer. In meinem Blute liegend, fand mich meine Mutter. Die Augen waren verloren und an der linken Hand, mit der ich die Patrone gehalten, blieb nur noch der kleine Finger. Mein Vater kehrte nicht mehr aus dem Kriege zurück."

* * *

Das erste Frühlingsgewitter geht über Bordeaux hin. Es blitzt und donnert und regnet in Strömen. In der Stube meines kriegsblinden Freundes ist es heute doppelt gemütlich. Wir erzählen einander die ersten Abenteuer, welche wir nach der Erblindung erlebten.

Es ist interessant, zu beobachten, wie die einen kurz nach Verlust des Augenlichtes nichts mehr zu unternehmen wagen, andere dagegen oft waghalsig sind. Letztere wollen sich nicht unterkriegen lassen.

Als mein Freund blind in sein Heimatdorf zurückgekehrt war, äusserte er eines Tages dem Pfarrer gegenüber den Wunsch, dass er gerne noch einmal Velo fahren möchte. Der Geistliche, welcher immer dabei war, wenn es etwas zu helfen gab und sogar für einen armen kranken Bauern mit den Ochsen aufs Feld gefahren war, brachte das Fahrrad in Ordnung. In einem grossen Hofe sollte Paul seine Kunst versuchen. Um das Anfahren zu verhüten, musste das Mütterlein des Blinden sich vor die Haustür stellen und dort ein lautes Selbstgespräch führen. Der Vater stand auf der andern Seite des Hofes Posten. „Los", rief der Curé. Mutig stieg mein Freund aufs Rad und unter den Kommandorufen des Pfarrers ging die Fahrt über Erwarten gut. Ein grösserer Versuch konnte also unternommen werden. Der Pfarrer stieg auf sein Velo. Paul hielt sich von seinem Rad aus an der Schulter des Geistlichen. Frohgemut fuhren die beiden zum Dorf hinaus. Als sie von einer mehrkilometrigen Tour zurückkamen, wurden sie von den Dorfbewohnern mit hallo empfangen. Das war eine Freude für den Nichtsehenden. Der Seelsorger wurde leider bald auf eine Insel in der Nähe von La Rochelle versetzt. Scheidend sagte er zu seinem blinden Freunde: „Nun wird uns beide das Meer trennen." Das Rad verrostete in einer Ecke der Scheune. Paul besuchte später den Geistlichen bei seinen Fischern auf der Insel; dieser empfing ihn mit grosser Freude. Auf der Insel wurde dann noch einmal eine Fahrt auf dem Velo unternommen. Der Pfarrer tat alles, um dem blinden Freunde schöne Tage zu bereiten. Hochbepackt mit Gaben für Arme im Dorfe, verliess Paul den guten Priester.

Ich berichte meinem Kameraden von meiner letzten Fahrt auf den Ski. An einem herrlichen Wintertage nahm ich dieselben heimlich hervor. Oben an einer Halde begann die Fahrt. Ich sah noch etwas. Vor meinen Augen war eine weite weisse Fläche. Ich bemerkte nicht, wenn es steil oder weniger steil abwärts ging. Als ich unten ankam, löste ich mit einem Seufzer die Riemen. Wievielmal ich im Schnee lag, habe ich nicht gezählt. Es musste kapituliert werden. Ich ging hin und schenkte die Ski meinem Bruder.

*   *   *

Kurz nach dem Kriege war ein schwachsichtiger Deutscher als Ausläufer im Phare tätig. Woher er kam und weshalb er hier war, wusste keiner zu sagen. Die Kameraden schätzten seine Dienstfertigkeit. Im Uebrigen jedoch war er nicht sehr beliebt bei Ihnen, weil er ihre Arbeiten stets kritisierte und sich den Franzosen nicht im Geringsten anpasste. Auch der Esel, mit dem er jeden Tag in die Stadt fuhr, war nicht gut Freund mit ihm. Eines Tages wollte der Deutsche auf dem Tier zum Hufschmied reiten. Willig trabte der Bourrique durch den Garten und zum Tor hinaus. Draussen nahm er aber einen Sprung und der nichts Böses ahnende Reiter flog in hohem Bogen in den Strassengraben.

Einmal jedoch waren alle Blinden auf der Seite des Deutschen. Eine Zeitlang pflegte ein seltsamer abendlicher Gast durch den Park aufs Schloss zu kommen, um unter den Blinden Freunde für seine verworrenen Ideen zu gewinnen. Der Mann grüsste kurz und las dann ohne weitere Einleitung den Anwesenden aus spiritistischen Büchern vor. Der seltsame Mensch war bald

so in seine Lektüre vertieft, dass er nicht mehr sah und hörte, was um ihn vorging. Die Augen glühten. Seine Stimme klang heiser und zitterte wie die eines Fieberkranken. Der Mann lebte im Geisterreiche seiner erregten Phantasie. Diese zauberte aus allen Ecken des Schlosses Geister hervor. Die Zahl der Zuhörer verminderte sich Abend für Abend. Man würde es gerne gesehen haben, wenn der Spiritist sich nicht mehr gezeigt hätte. Eines Abends berichtete nun der Mann, dass seine verstorbene Frau stets mit ihm zu Nacht esse und sichtbar mit ihm die abendlichen Stunden verbringe. Da hielt es den biedern Deutschen nicht mehr. „Das ist Unsinn", rief er durch den Saal. Ein heftiger Wortwechsel entstand. Der Spiritist gab dem Burschen eine Ohrfeige. Wütend ergriff der Deutsche seinen Gegner und warf ihn die Treppe hinunter. Der Spiritist verschwor sich, nie mehr im Phare zu erscheinen.

* *
*

Im Speisesaale geht es wie gewöhnlich laut zu und her. Ein Zwanzigjähriger am langen Tisch protestiert, dass die Herren Minister am kleinen Tisch immer zuerst bedient werden. „Grünschnabel, du hast zu schweigen", kommandiert Camille mit seiner rauhen Stimme. „Was, Grünschnabel? Dafür bedanke ich mich, ich habe mehr Bart am Kinn, als du Verstand im Kopf", wehrt sich der Jüngling. Schallendes Gelächter am langen Tisch. Rochat, der vor einigen Tagen hier einrückte, bittet um Ruhe. In tadellosem Französisch ladet er alle ins nahe Café ein, um seinen Eintritt in den Phare zu feiern. Rochat hat ein bewegtes Leben hinter sich. Als Garçon grosser Cafés in Paris und in den Speisewagen der Ex-

presszüge hatte er die grosse Welt kennen gelernt. Er macht kein Hehl daraus, dass er sich infolge einer dunklen Geschichte eine Kugel durch den Kopf schoss. Zum Glück wirkte das Geschoss nicht tötlich, durchschnitt aber die Sehnerven. Das Leben stand in furchtbarer Wirklichkeit aufs Neue vor ihm. Die Blindheit weckte ihn zu ernstem Besinnen.

Gestern sassen wir beide auf der Bank vor dem Hause. Rochat sprach von der Vorherbestimmung seines Schicksals und frug mich, ob mich die Blindheit anfangs schwer bedrückt habe. Um ihn von trüben Gedanken abzulenken, suchte ich dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. Er schwieg und so sassen wir dann in Gedanken versunken nebeneinander. Die Luft war erfüllt von Rosenduft. Der milde Frühlingswind spielte mit den Klängen eines fernen Läutens. –

Heute ist Rochat nun der Held des Tages. Im nahen Café wird auf das Wohl des neuen Kameraden getrunken. –

Ich bleibe mit Tardy im Phare zurück. Tardy ist der Kleinste und Bescheidenste im Hause. Wie unterscheidet sich doch sein bisheriger Lebensweg von dem des Rochat. Seine Eltern hat er nie gekannt. Mit fünf Jahren kam er in eine Blindenanstalt, wo man ihm eine gute Erziehung angedeihen liess. Neunzehnjährig musste er die Blindenschule verlassen und wurde von der Heimatgemeinde in der Dordogne an den Bauern verhandelt, der ihn für das niedrigste Kostgeld zu sich nahm. Im neuen Heim litt unser Freund unter der Unreinlichkeit der Leute. Dieselben fanden es aussergewöhnlich, dass sich der neue Hausgenosse jeden Morgen waschen wollte. Der Familienrat fand hiefür den einzigen vernünftigen Grund darin, dass die Toilette für den

Blinden ein Zeitvertreib sein könne. Dazu hätte es nichts zu sagen, wenn der Teint des Nichtsehenden durch das tägliche Waschen Schaden leiden sollte. Um möglichst wenig Mühe und Sorge mit dem Gemeindekind zu haben, schlossen sie den Bedauernswerten kurzweg in ein Zimmer ein, wenn sie aufs Feld gingen. So musste er oft tagelang in seinem Gefängnis bleiben, ohne Arbeit und Lesestoff. Er liess sich aber durch sein Schicksal nicht verbittern, sondern schöpfte aus seinem tiefen Glauben Kraft und frohen Mut. Nach 14 Jahren kam die Erlösung. Die Gemeinde erfuhr, dass man den Blinden im Phare noch billiger unterbringen könne. Seit drei Jahren ist Tardy nun hier. Der Arme ist der Einzige, welcher keine Blindenuhr besitzt. Indessen ist er glücklich, unter Leidensgenossen sein zu dürfen.

Ein Freund erzählte mir, dass vor zwei Jahren ein Kriegsblinder im Schlafsaal sterbenskrank gelegen habe. Der gute Tardy habe Tag und Nacht am Schmerzenslager des Kameraden gewacht und das Möglichste getan, um ihm Erleichterung zu schaffen.

Tardy kennt die Kunst, den kleinen für ihn bestimmten Platz in diesem Leben ganz auszufüllen und das macht seine Seele gross.

* * *

Im grossen Spital St-André liegen drei unserer Kameraden krank. Eine Dame führt mich mit einem Freunde zu ihnen. Am Eingang eines grossen Saales begrüsst uns eine freundliche Vinzenzschwester. Ich erinnere mich, Ordensfrauen in dieser Tracht, mit den breiten weissen Flügelhauben früher auf Bildern gesehen zu haben. Wir durchschreiten den Saal und finden die

Leidensgenossen. Sie empfangen den Besuch mit Freuden. Während meine Begleiter sich mit ihnen unterhalten, sinne ich über die Lage der Kranken nach. Es ist wirklich hart für einen Blinden, in einem Saal mit 40 Betten krank zu liegen. Die verschiedensten Geräusche, das Stöhnen und Seufzen der Kranken wirken ganz besonders auf sein Gemüt, da die Ablenkung durch die Augen völlig fehlt. Es ist ein grosser Mangel, dass viele Blindenanstalten ihren Insassen nur für gesunde Tage ein Obdach bieten können.

Zwei der Leidensgenossen haben schon ein langes Schmerzenslager hinter sich. Der eine ist gelähmt. Er ist glücklich, einmal Besuch zu haben. Wie oft musste er sich von der ganzen Welt verlassen fühlen, wenn die andern Kranken sich mit einem lieben Angehörigen oder Freunde unterhalten konnten, während dem sich um ihn niemand kümmerte. Da hörte er eine Mutter ihren Sohn trösten. Die lieben Worte erweckten Sehnsucht in ihm. „Ach hätte auch ich eine Mutter!" mag er wohl geflüstert haben. Von der andern Seite des Saales vernahm er das leise Schluchzen der Gattin am Krankenbette ihres Mannes und eine Kinderstimme, die mit zärtlichen Worten die Tränen der Eltern trocknen wollte. Ein Seufzer ging über seine Lippen: „Auf meine brennende Herzenswunde fällt kein Balsamtropfen einer Träne." Und wenn er so traurig da lag, trat wohl die edle Vinzenzschwester an sein Lager und zauberte mit einem freundlichen Wort Sonnenschein auf sein Antlitz.

Der kranke Leidensgenosse neben ihm spielte im Phare eine besondere Rolle. Er fühlte sich zum Erfinder berufen und hoffte durch glückliche Erfolge seinen Schicksalsgefährten bedeutende Verbesserung der ge-

werblichen Lage bringen zu können. Die Stockschere suchte er mechanisch zu verbessern und die Bündelabteilmaschine sollte funktionsfähiger werden. Doch diese erfinderische Tätigkeit wollte finanziert sein. Da er nicht viel verdiente und keine Geldhilfe von anderer Seite sich zeigte, zog er zerrissene Kleider und Schuhe an und hielt in der Stadt seinen Hut hin. „Man erhält mehr, wenn man zerlumpt daherkommt", rechtfertigte er sich. Mit den ersten Einnahmen kaufte er eine Handharmonika. Spielen konnte er sozusagen nichts, aber das trug nur zur Erhöhung der Einkünfte bei; denn man gab ihm etwas, damit er weiterzog. Dieses Handwerk wurde ihm natürlich bald gelegt. Schliesslich setzte eine schwere unheilbare Krankheit seiner Tätigkeit ein Ende. Der dritte der Patienten, unser „Colonel Picot" wird bald wieder bei uns im Phare sein.

Die Glocke verkündet das Ende der Besuchszeit. Wir nehmen Abschied von den armen Freunden.

Vor dem Spital verlässt uns die freundliche Führerin. Ich vertraue mich meinem Leidensgenossen an. Wir gehen durch das verkehrsreiche Zentrum der Stadt, tauchen in den grossen Lärm unter, wobei mich oft Bangigkeit erfasst, währenddem mein Freund die grösste Kaltblütigkeit bewahrt. Ein Schutzmann hilft über einen belebten Platz. Er gebietet dem Verkehr Halt. Es ist mir, als gingen wir durchs rote Meer. Es imponiert mir, dass die Autos meinetwegen für einige Sekunden stillestehen müssen. Sobald wir den Fuss aufs Trottoir setzen, schlagen die Wogen wieder zusammen, d. h. die Autos rasen wieder weiter. Wie wir an einem grossen Café vorüber gehen, steigt ein blinder Musikus

mit seinem Führer aus einem Taxi. Mein Freund erkennt die Stimme und begrüsst ihn. Wir folgen der Einladung, eine Erfrischung im Café einzunehmen. Ich wünsche Vichy-Fraise, das soll gut sein. Mit dem Erdbeergeschmack ist es jedoch nicht weit her. Es scheint, man habe höchstens die Photographie einer Frucht in das Mineralwasser getaucht. Der Musiker rühmt seine gute Situation und erzählt seine Abenteuer. Als junger Bursche war er in einer übermütigen Stunde mit einigen Kameraden aufs Dach eines Eisenbahnwagens gestiegen. Es war ein Expresszug. Er fuhr mit ihnen durch die Nacht. Plötzlich ertönte ein furchtbarer Schrei. Die Jünglinge hatten sich am Eingang eines Tunnels die Köpfe angeschlagen. Unser Musiker kam mit dem Leben davon, verlor aber durch den Unfall das Augenlicht Die Blindheit vermochte seine Lebenslust nicht zu töten. Sein fröhliches Gemüt lebte im Phare bald wieder auf. Hier erst wurde er in die wesentlichsten christlichen Glaubenswahrheiten eingeführt, die leider wenig Eindruck auf ihn machten. Als Beruf sollte er das Bürstenmachen lernen. Das gefiel ihm nicht. Auf einer alten Handorgel wurden die musikalischen Fähigkeiten erprobt. Bald prophezeite er seinen Kameraden, dass die Musik für ihn eine Erwerbsquelle bilden und dass er eines Tages im Auto bei ihnen vorfahren werde. Die Kameraden lachten über die Sprüche des Parisien. Auf sein Verlangen hin, liess ihn der Direktor nach Paris ziehen. Nach einigen Jahren kam er wirklich im Auto vorgefahren und lud seine Leidensgenossen zu einem guten Trunke ins nächste Restaurant ein. Dort zeigte er ihnen seine prächtige Handharmonika und stellte seinen Begleiter, einen Akrobaten vor. Während der grossen

Ausstellung in Bordeaux geben die beiden ihre Kunststücke zum Besten.

Von dem Café aus steuern wir einem grossen öffentlichen Park zu. Die Sonne brennt heiss auf uns herab. Ich stosse mit einem Herrn zusammen, der mich gleich energisch am Arme packt. Mit bündnerischer Gemütsruhe drehe ich den Kopf, um mit fragender Miene den Mann anzuschauen. Er bemerkt, dass ich blind bin und seine Hand gleitet liebkosend über meinen Arm. Kurz darauf wieder ein Anprall. Dazu fährt mich einer an: „Es scheint, dass sie auch nichts sehen, sonst würden sie einem Blinden ausweichen.“ „Erraten, mein Freund Klavierstimmer“, antworte ich dem Kameraden. Er eilt lachend weiter. Ein gütiger Herr hilft uns zum Eingang des Jardin public. Wir suchen ein schattiges Plätzchen. Schwäne durchsegeln den künstlich angelegten Teich und Enten tauchen in die kühlende Flut. Die Allee entlang kommt eine Miniaturkutsche gefahren. Ueberglückliche Kinder sitzen darin und feuern das Eselchen, welches das Gefährt zieht, mit Jubelrufen an. Ich nehme mir die Freiheit, das Fuhrwerk ein wenig zu mustern. Ein Händchen greift nach meiner Brille. „Hüo“, rufen einige silberklingende Stimmlein.

Auf einem Platz ist ein Kasperlitheater aufgestellt. Eine Trommel gibt das Zeichen zum Beginn der Vorstellung. Aufmerksam folgen Kleine und Grosse dem Spiel. Sie klatschen mit den Händen und bewundern den Helden Guignol. Wie wir an einigen Damen vorbeigehen, flüstert eine: „Ich glaube der Herr rechts ist blind“, und die andere erwidert: „Nein, der Herr links sieht nichts.“ Mein Freund stösst mich mit dem Ellbogen und lacht.

Wir finden den Ausgang und gelangen glücklich bis zur nächsten Tramhaltestelle und fahren nach St. Augustin, wo wir bei der Familie eines Leidensgenossen noch einen Besuch abstatten.

Die Mutter unseres Kameraden empfängt uns freundlich. Hubert, der blinde Freund, ist eben ausgegangen und so warten wir in der kleinen Stube seine Rückkehr ab. Die Hausfrau macht sich mit dem Besen zu schaffen und bedient ihren ältesten Herrn Sohn, der mit der Abendtoilette beschäftigt ist. Endlich hat es den Anschein, der Herr sei fertig damit, doch nein, die Mama muss noch dies und das bringen und bereit machen. Die Frau atmet erleichtert auf, als er zur Türe hinausgeht. Doch da tönt es von unten herauf noch einmal: „Maman." Die Mutter bringt dem Sohn seufzend das Gewünschte. Es ist wirklich unerhört, wie Söhne, oft ohne es zu merken, ihre Mütter zu Sklavinnen machen. Bürschlein, du solltest eine Zeit lang zu uns in die Anstalt kommen, du würdest lernen, dich selbst zu bedienen.

Frau Blé lebt gleichsam auf, als sie Hubert, ihren Liebling, die Treppe heraufkommen hört. Der Jüngling begrüsst uns herzlich. Die Mutter setzt sich zu ihm. Während die beiden Freunde sich unterhalten, betrachtet sie wohl mit liebestrahlendem Gesicht ihren Jüngsten, welcher von seinen musikalischen Studien berichtet.

Auf unsere Bitte hin setzt er sich ans Klavier und erfreut uns mit einer Sonate von Mozart.

In gehobener Stimmung verlassen wir die freundliche Familie.

* * *

Ich befinde mich in einer mit Segeltuch gedeckten Bude mitten in der Stadt. Vor mir auf dem Ladentisch

liegen Bürsten, Schuhbändel, Wichseschachteln, kurz, ein Haufen Haushaltungsartikel. „Messieurs, -dames, haben sie nichts nötig? Wir haben nur solide Waren!" ruft eine Stimme. Ich warte hier auf meine Begleiterin, welche in der Nähe einige Einkäufe macht. Die blinde Inhaberin des kleinen Magasin bedient mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit ihre Kunden. Nebenbei plaudert sie mit mir, dem fremden Gast. Ihr Mann, der ebenfalls blind ist, kommt und füllt seine Kolporteurkiste. Er sucht die Artikel in den nächstliegenden Strassen anzubringen. Die beiden handeln nicht nur mit Bürsten, sondern sie verfertigen dieselben auch in ihrer kleinen Wohnung. Durch ihren Bienenfleiss verhalfen sie sich zu einer Existenz. Der Besucher ist angenehm überrascht über die peinliche Ordnung, welche in der Wohnung herrscht. Beide Blinde sind sauber gekleidet. Während ich mit der Frau plaudere, begrüsst uns ein kleines Mädchen; es verkauft Ansichtskarten. „Wie geht es dir. Bist du nicht mehr krank?" frägt teilnehmend die Verkäuferin. „O doch, ich fühle mich noch sehr schwach", erwidert die Kleine, „aber sie wissen ja, dass meine Eltern und kleinen Geschwister mich nötig haben und so musste ich vor der Zeit das Spital verlassen. Kaufen sie mir bitte einige Karten ab." Ich bemitleide im Stillen das Kind, welches den Ernst des Lebens schon so früh kennen lernen muss. Auf dem Heimwege lasse ich mir die arme Kleine beschreiben und erkundige mich über ihre Eltern. Marie Therese ist der Name des Mädchens. Es hat ernste braune Augen. Um den energischen Mund hat das Elend schon kleine Furchen gegraben. Ein fadenscheiniges Röcklein bedeckt den zarten Körper. Das Kind arbeitet wie eine erwachsene Tochter und reibt sich so für seine

blinden Eltern und seine Geschwister auf. Hier hätte ein Schriftsteller Stoff zur Geschichte einer kleinen Heldin. Der Vater des Kindes war im Phare Vorarbeiter in der Sesselflechterei. Er machte die Bekanntschaft einer blinden Berufsgenossin und heiratete. Seinen Unterhalt erwarb er mit Sesselflechten und als Sänger in den Kirchen. Infolge seiner Unbeständigkeit und Arbeitsscheu verlor er nicht nur seine Kunden, sondern auch seinen Posten als Sänger. Die Frau gab sich einer unverantwortlichen Sorglosigkeit hin. So geriet die Familie ins tiefste Elend.

Man berichtete mir noch von andern blinden Ehepaaren, die mehr oder weniger gut stehen. Einige Blinde huldigen dem Grundsatz, dass Leidensgenossen sich am Besten verstehen können.

Abbé Moureau, der Vater der Blinden Südwestfrankreichs, begrüsste es, wenn ein gesunder Nichtsehender mit Hilfe eines arbeitsamen und tüchtigen Mädchens eine Existenz und Familie gründete; die Ehe zwischen Blinden dagegen bekämpfte er.

* * *

In Begleitung meines kriegsblinden Freundes und seiner Frau reise ich nach Lacanau-Océan, das ungefähr 60 Kilometer von Bordeaux entfernt ist. Erst fahren wir mit der Bahn durch grosse Felder, welche die Stadt mit Gemüse versorgen. An den Obstbäumen reifen die Früchte. Bald haben wir zu beiden Seiten der Bahn, soweit das Auge blickt, Weinland. In der Nähe des Meeres beginnen die Föhrenwälder, welche dem Vordringen der Dünen Einhalt gebieten. Vom Bahnhof aus eilen wir geradewegs an den Strand. Von Ferne höre ich ein dumpfes Tosen. Wir waten durch den Sand und steigen

eine Holztreppe hinunter. Noch einige Schritte und ich stehe am Meer. Es ist mir, als höre ich einen Föhnsturm durch die heimatlichen Wälder brausen. Nach und nach unterscheide ich das Aufschlagen der Wellen. Einige Augenblicke berührt es mich schmerzlich, das vielgepriesene Meer nicht sehen zu können, doch ich raffe mich auf. Von meiner Begleiterin erbitte ich einige Erklärungen. Ueber den grünlichblauen Fluten wölbt sich der klare blaue Himmel. Einzig rechts über den Dünen stehen leichte Wolken. Mit weissen Schaumkronen kommen die Wellen herangezogen. Das Meer ist hier wild; das Tosen und Brausen gibt mir einen Begriff von seiner Gewalt. In Lacanau kann kein Schiff landen. Kühne Schwimmer aber stürzen sich in die schäumenden Fluten. Von hohen Wellen werden sie weit fort getragen. Die See lockt immer weiter und weiter hinaus. Kein Warnsignal vermag oft die leidenschaftlichen Schwimmer zurückzurufen und so fordert hier das Meer alljährlich seine Opfer. Ich ziehe Schuhe und Strümpfe aus und lasse die Füsse von den Wellen umspühlen.

Vom nahen Kirchlein ruft die Glocke zum Gottesdienst. Andächtige füllen den Raum. Ein junger Priester tritt zur heiligen Opferfeier an den Altar. Es wird feierlich still im Kirchlein; draussen rauscht das Meer dem Schöpfer sein grosses Loblied. Ich erlebe unvergessliche stimmungsvolle Augenblicke. Nach dem Gottesdienst steigen wir über die Dünen. Blaue Disteln, bunte Löwenmäulchen und andere Blumen zieren vereinzelt die grauen Sandhügel.

Auf dem Kamm einer Düne lassen wir uns nieder. Ein Gefühl des Wohlseins überkommt mich. Die Luft ist rein. Die Gegend zaubert Licht und Schönheit vor meine

Seele. Ich verstehe, dass man die Dünen lieben kann. Wenn ich hier nur ein Weilchen bleiben könnte; aber meine Freunde sind hungrig und so müssen wir aufbrechen. Im Dorfe suchen wir ein Gasthaus und bestellen ein gutes Essen. Nach der Mahlzeit lagern wir im Schatten einer Hütte nahe beim Strand. Neben mir unterhalten sich junge Leute. Ein Mädchen bedauert, den Stierkämpfen in Bordeaux nicht beiwohnen zu können. Begeistert rühmt es das Reizvolle solcher Kämpfe. Unwillkürlich schüttle ich den Kopf. Dem Auge zeigt sich hier ein grossartiges Naturschauspiel, das wildbewegte Meer. Wie ist es möglich, dass man diesem herrlichen Anblick ein grausames Stiergefecht vorziehen kann.

Ich stehe auf und lasse mich zum Wasser führen. Die Flut hat sich zurückgezogen. Ein Fräulein, das am Ozean aufwuchs, erzählt, als Kind habe es ihr Vergnügen bereitet, die Hände in die zurückweichende Flut zu tauchen, wie um lebewohl zu sagen. – Zur Erinnerung stecke ich einige Muscheln, die im Sande liegen, in die Tasche. Nach einem Spaziergang dem Ufer entlang ist es leider Zeit, zur Bahn zu gehen. Ich nehme Abschied vom Meer.

* * *

Um einen Begriff von einem Ueberseedampfer zu bekommen, mache ich mich auf, die Lutetia, das grösste Schiff, welches von Bordeaux nach Südamerika fährt, zu besuchen. In der Stadt erwartet mich Herr Rusterholz, der schweizerische Vizekonsul. Ein Berner, der auf dem Dampfer als Interprète tätig ist, erwirkte uns die Erlaub-

nis zu einem Schiffsbesuch. Wir steigen aufs Backbord. Leider ist unser Landsmann abwesend. Ich hätte den Berner gerne gesprochen. Herr Rusterholz sagte mir, dass ihm die Güte aus den Augen schaue.

Ein junger Kellner bietet sich als Führer an. Zuerst zeigt er uns die Räume der Luxusabteilung. Wir schreiten durch den Musiksaal und den Theatersaal; in letzterem werden während der Ueberfahrt grosse Festlichkeiten abgehalten. Die Einrichtung einer Kabine wird mir erklärt, sie sieht aus wie ein schönes Hotelzimmer. Nebenan sind ein Bade- und Toilettenraum. Wir begeben uns in die erste Klasse, auch hier ist alles komfortabel eingerichtet. Es geht weiter durch Gänge, die Strassennamen haben. Eben passieren wir die Rue Rio de Janeiro. Links und rechts sind Schaufenster von Verkaufsmagazinen, wie in einer Stadt. Hier kann man alles haben, kann sich sogar während der Ueberfahrt Kleider und Hüte machen lassen. Das ist natürlich gut; man denke, während der vierzehntägigen Reise kann ja leicht etwas unmodern werden!

Wir folgen dem Führer eine schmale Treppe hinauf zur prächtigen Wohnung des Kommandanten. In der Steuermannskabine, 15 bis 20 Meter über dem Wasserspiegel, betaste ich die verschiedenen Instrumente. Nun wird eine letzte steile Treppe erklommen und wir stehen auf der Kommandobrücke. Der Wind peitscht uns den Regen ins Gesicht. Ich stelle mir vor, wie es da oben dem wachthabenden Offizier bei Sturm und Wetter zu Mute sein mag. Herr Rusterholz erklärt mir das Schiff und die Umgebung. Die Lutetia ist 180 Meter lang und 25 Meter breit. Das Schiff ist weiss gestrichen. Drei gewaltige Kamine ragen in die Luft. Dem Quai entlang

liegen eine Menge kleinerer Dampfer vor Anker. Auf der linken Seite der Garonne liegt die Stadt mit ihren 300,000 Einwohnern. Am rechten Ufer sind zwei Bahnhöfe und einige Werften, die kleine Schiffe herstellen. Weiter unten liegt der Fischerhafen mit dem grossen Stockfischmarkt. Wir steigen die Treppen hinunter. Die Länge des Schiffes wird abgeschritten, wobei ich mich oft bücken muss, um nicht den Kopf an der untern Seite eines Rettungsbootes anzuschlagen. Ich befühle die Seile, mit denen das Schiff festgemacht ist. Beide Hände sind nötig, um eines umfassen zu können. Ich merke, dass wir durch engere Gänge gehen. In einer Kabine der zweiten Klasse finde ich die Schlafstellen übereinander. Eine Lucke wird angeschaut, d. h. mit den Händen befühlt. Wir treten in den Turnsaal und gelangen weiter zum Spielplatz der Kinder. Aufgespannte Netze verhüten, dass etwas ins Meer fallen kann. Die uns zur Verfügung stehende Zeit reicht nicht, um in den Maschinenraum hinunter zu steigen. Ich lasse mir daher die Maschinen ein wenig erklären. Die Stallungen mit dem Vieh besuchen wir auch nicht.

Hocherfreut, von einem Meerschiff nun eine Vorstellung zu haben, verlasse ich die Lutetia. Herr Rusterholz ladet mich zum Mittagessen ein. Im Kreise seiner Familie verlebe ich eine schöne Stunde.

* * *

Nach einem Besuch in Lourdes steige ich mit Esturubeih und Domaget, zwei Kriegsblinden und deren Frauen in Pau, einem Kurort im Departement Basses-Pyrenées ab. Die Sonne und der blaue Himmel von Pau werden

im Liede besungen. Herrliches Wetter ist auch uns beschieden. Da ich stets eine Vorliebe für Geschichte hatte, übt dieser Ort mit seiner historischen Vergangenheit eine besondere Anziehungskraft auf mich aus. Unser erster Besuch gilt denn auch dem Château Henri IV. Das alte mächtige Schloss mit seinen vier Türmen, den Mauern und Wassergräben hat das Gepräge einer mittelalterlichen Festung. Wir schliessen uns im Schlosshof mit andern Besuchern einem Führer an. Dieser erklärt, dass das Schloss von den mächtigen Grafen von Béarn im 13. Jahrhundert erbaut worden sei. Ende des 15. Jahrhunderts wurde es Besitz der Könige von Navarra, die mit Heinrich IV. den französischen Thron bestiegen. Im Laufe der Zeit erfuhr das Gebäude einige Veränderungen. Später wurde es so vernachlässigt, dass Napoleon III., sein letzter fürstlicher Besitzer, anlässlich eines Besuches in Pau, es nicht bewohnen konnte. Der Staat setzte es dann wieder in Stand.

Wir betreten den Wachtsaal. Eine Hellebarde, die einem schweizerischen Söldner gehört haben soll, interessiert mich. Was wüsste mir wohl diese Waffe von meinem Landsmann zu erzählen? Ob ihn nicht oft ein Heimweh ergriff, wenn er vor dem Schloss gegen die Berge hin Wache stand? – Meine Begleiterin zieht mich weiter. Im grossen Speisesaal betaste ich zwei Sèvre-Vasen und eine Büste des jungen Heinrich von Navarra. Im Geiste sehe ich Ritter und Edelfrauen bei fröhlichem Gelage. In den Privaträumen des Königs wird ein alter Schrank, der aus der Schweiz stammen soll, bewundert. Mir fällt eine Anekdote Heinrich IV. ein: der König spielte mit seinem Söhnchen. Er ging auf allen Vieren, mit dem Kleinen auf seinem Rücken. Ein spanischer Gesandter

überraschte ihn in seiner Stellung. „Haben sie Kinder?" frug der König den Spanier. Als dieser es bejahte, sagte der Monarch: „Gut, dann verstehen sie mich und mein Sohn kann den Ritt durchs Zimmer vollenden."

In einem Schlafgemach wird uns die interessante Wiege Heinrich IV., welche aus der Schale einer Riesen-schildkröte angefertigt wurde, gezeigt. Das Himmelbett des Königs steht ebenfalls in diesem Raum. In einem andern Zimmer befindet sich die prächtige Lagerstätte Ludwig XIV. Die Wände zieren prachtvolle Gobelin. Der Führer plaziert einen meiner Leidensgenossen in einen prächtigen Stuhl der Königin. Der Freund nimmt allsogleich zum Ergötzen der Anwesenden eine würdevolle Haltung an. Leider müssen wir zu rasch durch die Räume gehen. Schon geht es die breite Treppe hinunter und wieder zurück in den Schlosshof. Nachdem ich beim Portier eine Beschreibung des Schlosses und einige Karten erstanden habe, begeben wir uns hinunter in die Stadt. Vom Königsplatz mit der Marmorstatue Heinrich IV. bewundern die beiden Frauen die schöne Aussicht in die Pyrenäen. Ich selbst glaube die Nähe der Berge zu fühlen. Unten in der weiten Ebene verlor sich das Empfinden ins unendlich Leere. Eine eigenartige Traurigkeit beschlich mich.

Wir gelangen zur Kaserne. Hier war Domaget, der eine Kriegsblinde, als der Krieg begann, in Garnison. Das Regiment kam sofort nach Belgien. Dort verlor Domaget schon im August 1914 das Gesicht. In deutscher Gefangenschaft wurde ihm eine gute Pflege zu Teil. Ein Evakuiertenzug brachte ihn 1915 durch die Schweiz.

wieder nach Frankreich. Ueber das schweizerische „Rote Kreuz" ist er des Lobes voll.

Zufällig treffen wir in einem Gasthaus mit Arsago, einem Kriegsblinden und guten Bekannten von Esturubeih, zusammen. Beide stammen aus der gleichen Pyrenäengegend. Bald sind die drei einstigen Soldaten in lebhafter Unterhaltung. Sie schildern einander ihre Lage. Der Krieg hat den drei Männern nicht nur das Augenlicht geraubt, sondern sie ausserdem noch mit Leiden aller Art geschlagen. Der stämmige Arsago bringt seinen Rheumatismus nicht mehr aus den Knochen und Domaget leidet unter einem zerrütteten Nervensystem. „Wenn der Staat durch die Pension die wirtschaftliche Situation auch annehmbar macht, so kann er uns doch die Last der seelischen und körperlichen Leiden nicht abnehmen", äussert sich Esturubeih.

Hier begegnet mir auf Schritt und Tritt das Elend, welches der unselige Krieg schuf. Wieviele tausende und tausende von Männern sind für ihr ganzes Leben körperlich ruiniert. Dazu kommen die schlimmen sittlichen Folgen des Krieges. Man sollte bei den Friedenskonferenzen die Millionen Invalider aufmarschieren lassen und die Not des Volkes schildern. Leider werden diese Folgen des Krieges nur zu wenig aufgedeckt. Es scheint, dass die heranwachsende Generation kaum mehr ein Auge dafür hat. Für den Frieden kann nicht genug getan werden. Die praktischen Friedensbewegungen sollten mehr im Kleinen, in der Familie, in der Schule und Gemeinde den Anfang nehmen.

Esturubeih erzählt Erlebnisse aus dem Felde. Im Winter stand er einmal in der vordersten Linie Wache. Plötzlich war es ihm, der Schnee bewege sich in einiger Entfernung. Er machte einen Kameraden darauf aufmerksam. Endlich unterschieden sie einige weisse Gestalten. Es waren Deutsche, die in weisse Tücher gehüllt heranschlichen. Ruhig liess Esturubeih den Feind bis auf wenige Meter vor den Schützengraben kommen. Sein Kamerad wollte feuern, doch er hielt ihn zurück. Es habe keinen Sinn, auf einzelne Männer zu schiessen. Die Deutschen besprachen sich vor dem Graben, und da alles ruhig blieb, kehrten sie in ihre Stellung zurück. Nun aber musste alarmiert werden, denn ein Angriff stand bevor. Bald krochen denn auch zwanzig weiss vermummte Gestalten heran. Die Franzosen stellten sich ruhig zu beiden Seiten des Grabens auf. Die Feinde drangen in den Graben; wie alle drin waren, feuerten die Franzosen ihnen über die Köpfe weg. Die Deutschen erschracken und gaben sich gefangen. Ein anderes Mal war unser Freund in einem Schützengraben nur wenige Meter von den Deutschen entfernt. Eines Abends flog eine Schachtel Zigaretten zu den Franzosen hinüber. Diese antworteten mit Biscuits. Die Gewehre wurden auf die Seite gestellt. Vierzehn Tage herrschte zwischen beiden Schützengräben der schönste Friede. Da, eines Tages rief ein Deutscher: „Franzosen, morgen nehmt euch in Acht!" Am andern Morgen kamen statt der Freundesgaben blaue Bohnen geflogen. Andere Deutsche hatten den Graben besetzt. „Hätte man uns doch machen lassen, der Krieg wäre bald zu Ende gewesen. Auf beiden Seiten gab es Vernünftige. Wir hätten einander kennen gelernt und dann wären wir

friedlich heimgezogen", schloss Esturubeih seine Erzählung.

Domaget erwidert ihm schalkhaft lächelnd: „Alles ist für etwas gut; wenn der Krieg nicht gewesen wäre, wäre ich nicht blind geworden und dann hätte mich meine Frau nicht zum Manne bekommen." Diese Aeusserung trägt ihm einen sanften Schlag von seiner Gattin ein.

* * *

Vom Gasthaus aus gehen wir zum grossen Winterpalais, in welchem während der Saisonzeit die herrlichsten Gartenanlagen mit blühenden Pflanzen die Augen der verwöhnten Kurgäste erfreuen. Nicht weit davon entfernt steht ein Kloster der Sühneschwestern, welches einen seltsamen Kontrast bildet zum Palast mit den rauschenden Festlichkeiten.

Es ist Zeit, dass wir unsere Reise fortsetzen. In Dax, welches mit seinen warmen Quellen an Ragaz erinnert, verabschieden sich Herr und Frau Domaget. Die beiden besitzen in der Nähe ein hübsches Haus mit Werkstätte für den Mann und einen Gemüsegarten. Die Frau besorgt die Haushaltung und den Garten, liest ihrem Manne vor und führt ihn nach des Tages Arbeit spazieren.

Mit dem Expresszug, welcher uns, von Spanien kommend, aufnimmt, gelangen wir an Buclose, dem Geburtsort des Heiligen und Philantropen Vinzenz von Paul, vorbei, bald nach Bordeaux.

* * *

Im Zimmer meines bejahrten Freundes, Monsieur Gaston, verbringe ich ein letztes Plauderstündchen. Während der Unterhaltung repariere ich ein Fenster, welches sich nicht gut öffnen lässt. Auch der Rolladen muss funktionsfähig gemacht werden. Mein Freund lacht herzlich über diese meine letzte Tätigkeit im Phare und bemerkt: „Unser Schloss ist alt geworden." Er erzählt aus seiner schönen Jugendzeit, von der herrlichen Besitzung seiner Eltern und von seinen Reisen. Mit einem Seufzer geht er über die Zeit hinweg, die ihn seines Vermögens beraubte und der Armenfürsorge auslieferte. Der harten Gegenwart sucht der abgeklärte Greis mutig ins Auge zu schauen. Mir tut es leid, den edlen Freund verlassen zu müssen. Als ich mich verabschiede, bittet er mich eindringlich, das französische Blindenwesen und die Franzosen im Allgemeinen ja nicht nach meinen einseitigen Erfahrungen beurteilen zu wollen.

Nach dem Nachtessen verabschiede ich mich bei jedem einzelnen Kameraden. Einer meint, ich solle mich für die Reise gut mit Wein versorgen. Ein anderer gibt Grüsse für die Leidensgenossen in der Schweiz auf. Ein Dritter hätte gerne eine Tabakpfeife und wieder ein anderer eine gute Schweizeruhr. Wie ich zur Tür hinausgehe, hallt mir ein schallendes „Lebewohl" nach. Mein treuer Bélliard begleitet mich bis zum Auto und bittet mich, ihn nicht zu vergessen, wenn ich daheim sei. Auf der Treppe vor dem Hause steht Monsieur Gaston, um nochmals Adieu zu sagen. Mein kriegsblinder Freund begleitet mich mit seiner Frau zur Bahn. Im Wagen Bordeaux-Genf finden wir bald einen Eckplatz. In diesem Schweizerwagen fühle ich mich schon ein wenig

auf Heimatboden. Im Nebenabteil macht Frau Blanc einen Herrn ausfindig, welcher ebenfalls nach Genf reist und sich gleich bereit erklärt, mir auf der Reise Gesellschaft zu leisten. Er stellt sich als Deutschschweizer vor und nimmt mir gegenüber Platz. Ich berichte über mein Woher und Wohin. Von meinen Freunden nehme ich Abschied. Bald fährt der Zug über die Garonne. Der Landsmann beschreibt das nächtliche Bild, welches der Fluss mit seinen Schiffen im Mondschein bietet. Von Zeit zu Zeit eilen meine Gedanken zurück in den Phare, wo ich an Erfahrung um Vieles reicher wurde. Das Leben meiner Schicksalsgefährten bot mir Gelegenheit zu interessanten Beobachtungen. Vor allem lernte ich die Selbsthilfebewegungen der Blinden in ihrem moralischen und materiellen Werte noch höher schätzen als früher. Der Blinde muss Kontakt mit den Sehenden haben und muss sich zur höchstmöglichen Selbständigkeit durchringen. Sein Ideal muss sein: wenn möglich ein normales Leben wie die Sehenden und unter Sehenden zu führen. Was unterscheidet uns denn im Wesentlichen von den Vollsinnigen? Wir sind die gleichen Menschen wie die Sehenden, nur dass diese uns oft die Augen leihen müssen und wir im Ringen nach Existenz die hilfsbereite Hand doppelt nötig haben. Weg also mit den Schranken des Vorurteils und der Verständnislosigkeit.

Mein Gegenüber weckt mich aus meinen Betrachtungen auf: „He streck dini Chnocha, damit i mini au strecka cha!“ Mein Landsmann bedient sich gleich des biedern du. Es scheint, dass zwischen uns beiden keine Schranken bestehen.

Wir passieren Limoges. Mein Reisegefährte erzählt, dass er hier in der Gegend alte Höhlen besucht habe. Man sehe dort Schädel aus der Urzeit, die auf die Abstammung des Menschen vom Affen hinweisen. Ich frage, ob er Naturforscher sei. „Nein, Mechaniker", kommt es zurück.

Um Mitternacht schlafe ich ein. Gegen Morgen bin ich wieder munter und vertiefe mich in eine Zeitschrift. Mein Landsmann interessiert sich für die Blindenschriftlektüre. Ich erzähle ihm den Inhalt eines politischen Artikels, welchen ich eben gelesen habe. Wir geraten in Meinungsverschiedenheiten. Mein Landsmann greift mit Heftigkeit meine Anschauungen an und gerät immer mehr ins Feuer. Ich denke bei mir, das kann gemütlich werden bis Genf und halte mich so gut wie möglich in Verteidigungsstellung. Ein freundlicher Bordelais unterbricht mit graziösem Französisch unser gut schweizerisch gehaltenes Wortgefecht. Er interessiert sich für mich und erkundigt sich über die Verhältnisse im Phare.

Um Mittag sind wir in Lyon. Wie wir gegen vier Uhr über die Grenze fahren, herrscht zwischen uns eine so friedliche Stimmung, dass wir am Liebsten einträchtiglich ein „Heil dir Helvetia" anstimmen möchten.
